

---

# Einleitung.

---

## §. 1.

Entwicklung des Begriffes der Aesthetik.

Jede Wissenschaft muß, wenn sie die Theilnahme einer gebildeten Menschenklasse in Anspruch nehmen will, mit den höchsten Angelegenheiten der Menschheit in einer näheren oder ferneren, unmittelbaren oder mittelbaren Verbindung stehen; auf diese muß sie ihre Wirksamkeit ausdehnen, um von ihnen das wohlthätige Licht und den heilsamen Segen, welche die menschliche Gesellschaft von ihr zu erwarten berechtigt ist, schöpfen zu können. Denn jedes Unternehmen, welches dieser verehrungswürdigen Anforderung der Menschheit nachzukommen nicht strebt, oder derselben gar wohl feindlich entgegen tritt, muß entweder einer ewigen Vergessenheit oder einer schmachvollen Erinnerung derselben anheimfallen. Mannigfaltig sind aber die Wege, auf welchen der wissenschaftliche Forscher zu jener unversiegbaren Quelle des göttlichen Lichtes und Segens gelangt. Entweder erfaßt er das Ideal selbst, als die Urquelle alles Lichtes, in die vielartigen Formen des Verstandes, und stellt dasselbe so der menschlichen Gesellschaft mit mehr oder weniger Klarheit zur Erkenntniß dar; oder er faßt dasjenige in jene Formen oder Begriffe auf, was nicht nur dem einzelnen Menschen, sondern auch der gesammten Menschheit, während sie nach dem Ideale strebt, als ein Mittel dient, welchem also bloß um des Ideals willen sein Dasein zu-

kommt, das aber von diesem getrennt ewig ohne einen selbstständigen Werth bleibt, und bringt dieses so entwickelt der Mitwelt zur Auffassung dar. Im ersteren Falle entwickelt die Wissenschaft unmittelbar dasjenige, was der letzte oder der höchste Zweck der Menschheit ist, das Reinmenschliche; im letzteren Falle aber dasjenige, was bei der Anstrengung dieses Zweckes als ein bloßes Mittel erscheint, jedoch so, daß mit Aufhebung dieses Mittels auch die Möglichkeit einer Anstrengung des Zweckes selbst aufgehoben würde. So ist der Gegenstand der ersteren dieser Wissenschaften über jede Bedingung erhaben, mithin über sinnlich, während dem Gegenstande der letzteren nur in so ferne ein Werth zukommt, als mittelst desselben der höchste Zweck der Menschheit realisiert wird.

Es ist einleuchtend, daß der Nutzen jener ersteren ungleich größer und für die menschliche Gesellschaft ungleich gemein ersprießlicher ist, als jener der letzteren. Der wissenschaftliche Denker der ersteren Art dringt bis in das innerste Heiligthum der Menschheit vor, und enthüllt, zwar nicht mit frecher Hand, denn Ehrfurcht gegen das Göttliche leitet jeden seiner Schritte, aber doch mit Vertrauen auf den ihn leitenden Stern, jene verehrungswürdigen und verschleierte Bilder, welche Jahrtausende bereits zu enthüllen versuchten, obgleich nicht ganz, (denn welcher unter den Sterblichen kann sich jemals dessen rühmen?) dem geistigen Auge oder der vernehmenden Vernunft der Mitwelt, so daß diese die ehrwürdigen Mysterien der Vorwelt, in denen sie ihre eigenen Fußstapfen erblickt, zu begreifen und zu würdigen vermag. Die letzteren dieser Wissenschaften ebnen, um so zu sagen, nur den Pfad zu jenen, und machen so den Zutritt zu dem Tempel des Lichtes möglich.

Jedoch ist hier nicht zu übersehen, daß es nur der

Gegenstand und nicht die Form der Wissenschaft ist, welcher entweder ein unbedingter oder bedingter Werth zukommt. Das Uebersinnliche oder das Reinmenschliche ist es bei den Wissenschaften ersterer Art, welches der Hierophant der horchenden Menge verkündet, und welches jeden Eingeweihten mit höherer Kraft beseelt, erleuchtet und über den beschränkten Gesichtskreis des Pöbels erhebt. Die Form, oder die Art des Auffassens unter die Begriffe des Verstandes mit größerer oder geringerer Deutlichkeit und Gewisheit, ist immer nur ein menschliches Erzeugniß, und als ein solches immer beschränkt, d. h. den Irrthümern, aber zugleich auch dem Gesetze eines ewigen Fortschreitens zur immer größeren Gewisheit unterworfen. Daher eben als eine bloße Form, die nur durch einen redlichen Gebrauch gut wird, die aber auch gemißbraucht, d. h. zu schlechten Zwecken, zum Trug und zur Täuschung, gebraucht werden kann, hat jede Form einen nur bedingten Werth, dessen Bedingung von dem Gegenstande der Wissenschaften, also von einem übersinnlichen oder sinnlichen Realen abhängt.

Zu der letzteren Art von Wissenschaften gehören ferner auch solche, die zu ihrem Gegenstande abermals den Inbegriff von bloßen Formen haben, ferne von jeder übersinnlichen oder sinnlichen Wesenheit; und zwar besteht jener Inbegriff entweder aus solchen Formen, die nicht durch die Erfahrung, sondern durch den bloßen Verstand erkennbar sind, wie dieses bei der Logik und bei der Mathematik der Fall ist, oder aus solchen, die sowohl durch den Verstand von Innen als auch durch die Erfahrung von Außen erkannt werden müssen (empirisch-intellektuell), wie die Grammatik.

Nicht zu übersehen sind hier ferner jene Wissenschaften, deren Gegenstand weder aus bloß reiner Vernunft

(rational), wie die Philosophie, noch auch aus der bloßen Erfahrung, (empirisch, physisch), wie die sämmtlichen Naturwissenschaften, sondern aus beiden diesen von einander wesentlich verschiedenen Quellen, aus der Vernunft und aus der Erfahrung, erkannt werden müssen (empirisch-rationell), wie die Anthropologie, die Erziehungskunde u. dgl.

Nun entsteht hier natürlich die Frage, welcher jener Arten von Wissenschaften denn die Aesthetik, als eine Wissenschaft, angehöre, ob ihr Gegenstand einen unbedingten oder einen bedingten Werth habe, oder ob dieselbe eine bloß formale Wissenschaft sei, ? ob sie wirklich dem Standpunkte, auf den sie die neueste Bildung erhoben, entspreche und zur ferneren Behauptung desselben berechtigt sei? Ueber diese Fragen kann uns offenbar weder die Geschichte, noch auch die Etymologie des Wortes »Aesthetik« einen genügenden Aufschluß geben (wie wir dieß weiter oben sehen werden); daher bleibt hier kein anderer Ausweg übrig, als den Gegenstand dieser Wissenschaft selbst näher zu prüfen und sodann den Werth desselben fortwährend festzuhalten.

## S. 2.

Hier muß vor allem Andern als thatsächlich festgesetzt werden, daß die neuere Bildung, deren Sprößling denn die Aesthetik als Wissenschaft ist, unter dieser Bezeichnung stets eine Lehre über das Schöne begreift, und daß somit das »Schöne« als der allgemein anerkannte Gegenstand der Aesthetik gelte, wenn man auch die Richtigkeit der letztern Benennung hier und da noch in Abrede stellt. Daher muß hier, um die Stellung der Aesthetik, als einer Wissenschaft, bestimmen und festhalten zu können, das Schöne vor allem

Andern qualitativ aufgefaßt, seinen Merkmalen nach untersucht und der Werth desselben bestimmt werden.

Nun stellen sich dem unparteiischen Beobachter des Schönen in allen Formen desselben folgende Thatfachen des Bewußtseins, welche ein unbedingtes, übersinnliches (rationales) und ein bedingtes, sinnliches (empirisches) Moment des Schönen darthun, als unlängbar dar.

1. Das Schöne, objektiv betrachtet, erscheint

a.) als ein solches, welches in einem jeden Gemüthe, das weder vom sinnlichen Triebe und von Neigungen, noch von Leidenschaften geknechtet wird, die jede Empfänglichkeit für das Ideale vernichten, ein Wohlgefallen ohne Rücksicht auf den eigennützigen Begehungstrieb durch sich selbst erregt. Dieses uneigennützige Wohlgefallen, wie es Kant nennt, können wir unzweideutig bemerken.

α. bei Gegenständen, die dem eigennützigen Triebe keinen Vortheil gewähren können, z. B. beim Anhören einer Symphonie vom Beethoven, oder beim Absingen von Schiller's Lied »an die Freude.«

β. Wir halten die Existenz von Kunstwerken in der gebildeten Welt über jede Bedingung für erhaben, und würden uns durch keinen Preis zu der Einwilligung bestimmen lassen, daß Homers Ilias oder Schillers Don Karlos der Menschheit entrisen werde.

γ. Wir achten ein Urtheil über das Schöne, wenn es fern vom Eigennutze gefällt wurde, verachten hingegen ein solches, wenn der Eigennutz es veranlaßt hatte. Also ist das Schöne über den eigennützigen Trieb erhaben, mithin unbedingt.

b.) Das Schöne gefällt uns, ohne daß wir mit

demselben den Begriff des Nützlichen oder Zweckdienlichen in Verbindung bringen könnten, wie dieß z. B. bei Arabesken und anderen Zeichnungen, oder bei einer Musik ohne Text der Fall ist. Sogar da, wobei sich das Nützliche wohl berücksichtigen ließe, wie das Gold und anderes Metall bei Säulen und Statuen, fällt uns dasselbe beim Betrachten des Schönen nicht ein, und wir würden es schwerlich versuchen, denjenigen, der beim Anblicke des olympischen Zeus, anstatt dessen Erhabenheit mit Ehrfurcht anzustaunen, den Werth des Goldes zu berechnen anfangt, gegen den Vorwurf der niedrigsten und gemeinsten Gesinnung in unsern Schutz zu nehmen. Also ist das Schöne über den Begriff des bloß Nützlichen erhaben, folglich unbeding.

c.) Man verlangt, daß das Schöne von einem Jeden, dem die nothwendige Erziehung zu Theil geworden ist, mag nun derselbe welchem Lande, Alter, Geschlechte, welcher Religion, welchem Stande u. s. w. immer angehören, als ein solches anerkannt und geachtet werde, d. h. man fordert, daß das Schöne allgemein als solches gelte. Daher beschuldigt man denjenigen der Rohheit und Gemeinheit, der beim Anblicke einer Frühlingssonne oder der Nacht von Correggio kein Gefallen daran äußert; selbst im feindlichen Lande fordert man von dem Sieger eine Achtung des Schönen und eine Schonung der Kunstwerke, indem man einen rohen Zerstörer derselben mit dem entehrenden Namen des Bandalismus brandmarkt. Das Schöne ist somit über alle besonderen Bedingungen erhaben, d. h. es ist allgemeingiltig, unbeding.

d.) Das Schöne gefällt durch seine Form, welche dem Uebersinnlichen angemessen sein muß, das in dieser Form seinen Ausdruck findet, ohne alle Rücksicht

auf die Materie; folglich ist das Schöne über die Materie erhaben, es ist unbedingt.

e.) Das Schöne hat sein Ideal nicht in der Sinnenwelt; denn man kann sich den schönsten Gegenstand der Natur, z. B. eine noch so schöne Landschaft vorstellen; so wird sie immer von der Art sein, daß wir an ihr etwas zu ändern wünschen müssen. Das Schöne ist also über die Sinnenwelt erhaben, es ist Zweck an sich, d. h. unbedingt.

2. Erfasst man das Schöne subjektiv, so findet man dieselben Thatsachen des Bewußtseins, die bereits erwähnt wurden, auch hier bestätigt. Denn

a.) für das Schöne kann nur derjenige empfänglich sein, der nicht nur durch Entwicklung der Vernunft, d. h. durch eigentliche moralische Erziehung zum Bewußtsein seiner moralischen Kraft und Würde gelangt ist, sondern der auch die Suprematie der Vernunftstimme dadurch anerkennt, daß er sich handelnd derselben unterwirft. Denn weder das unentwickelte Kind und der Wilde, noch auch der unmoralische Mensch findet am Schönen um seiner selbst willen ein Gefallen, indem er dasselbe nicht achten kann. Hiemit ergibt sich auch hier die Erhabenheit des Schönen über den bloß sinnlichen, eigennützigen Trieb, und daher der unbedingte Werth desselben.

b.) Das Schöne in menschlicher Gestalt kann nur mit fortdauernder Würdigkeit des Subjektes dauernd bestehen. Mit dem Verschwinden dieser schwindet auch jene dahin, zum Beweise, daß dieselbe moralische Kraft, welche die Gesichtsmuskeln beherrscht, auch die Schönheit begründet; mithin ist diese über das Materielle erhaben und daher unbedingt.

Fassen wir nun alle diese Thatsachen zusammen, so

ergibt es sich uns, daß das Schöne ein überfinnliches, ein ideales Merkmal, Moment, besitze, welchem ein unbedingter Werth zukommt, und daß das Schöne durch eben dieses überfinnliche Moment über die bloße Sinnlichkeit jeder Art erhaben und von derselben wesentlich verschieden sei. Allein das Schöne enthält auch ein sinnliches, empirisches Moment, durch welches es mit der Sinnlichkeit zusammenhängt. Denn das Ueberfinnliche an und für sich kann als Schönes nur in gefälligen Bildern vor unsere Anschauung gebracht werden; dieß kann nur geschehen in den Bildern der Phantasie und in jenen der Sinnlichkeit. Daher bilden die gefälligen Formen der Phantasie und der Sinnlichkeit das empirische Moment des Schönen. Da nun diese besagten Formen (denn die Materie der Sinnlichkeit kommt bei dem Schönen in gar keinen Betracht) nur die Mittel sind, durch welche das Ueberfinnliche als ein Schönes zu unseren Sinnen gelangt, und da ferner dieselben eben so zum Gegentheile des Schönen gemißbraucht, wie zum Schönen gebraucht werden können; so ist es wohl einleuchtend, daß dieses empirische Moment des Schönen nur einen bedingten Werth habe, weshalb es stets dem überfinnlichen, dem idealen Momente, wie das Mittel dem Zwecke, untergeordnet werden muß. So oft nun das Schöne zur Sprache kommt, so oft wird auch vorzugsweise das ideale Moment aufgefaßt.

Aus dem bisher Gesagten ergibt es sich, daß der Gegenstand der Aesthetik, das Schöne, einen unbedingten Werth habe, und daß der letzteren eben von dieser Seite in der menschlichen Gesellschaft eine hohe Stellung gebühre. Sie schließt sich als solche an die höchsten Angelegenheiten der Menschheit an, und trägt somit zu der allgemeinen Erleuchtung und Aufklärung derselben

unmittelbar bei. Allein nur das ideale Moment leitet die Aesthetik aus der Vernunft ab, das empirische hingegen kann sie, wie dieß die Benennung schon darthut, nur aus der Erfahrung ableiten; daher ist die Aesthetik keine »reine,« sondern eine »angewandte Vernunftwissenschaft« (empirisch-rational).

### S. 3.

#### Geschichtliche Stellung der Aesthetik.

Was nun die geschichtliche Stellung der Aesthetik betrifft, so ist nicht zu übersehen, daß diese nicht nur dem Alterthume, sondern auch dem Mittelalter sowohl der Sache als auch dem Namen nach ganz unbekannt gewesen sei. Denn die einzelnen nur gelegentlich angebrachten Ansichten Platon's in seinem Hippias, Parmenides, Phaidros, Symposion u. s. w. über das Schöne; der Kanon des Polykletos, der einzelne, meistens bloß technische Vorschriften für plastische Künstler enthält; die Abhandlung des Aristoteles de arte poetica, worin aber nur das Epos und insbesondere das Drama auf eine bloß empiristische Art behandelt werden, von welcher später Horaz in seinem Briefe an die Pisonen das Wesentlichste mit wenigen Aenderungen wiedergab; ferner die kritischen Abhandlungen des Dionysios von Halikarnaß und die Abhandlung Longinos περί ὑποῦδος können keineswegs als Aesthetiken angesehen werden, indem sie nur einzelne Punkte dieser Wissenschaft berühren. Eben so wenig oder noch weniger als das Alterthum kannte das Mittelalter diese Wissenschaft dem Namen oder dem Begriffe nach, und fühlte auch bei seinem fast ununterbrochenen Kampfe mit der allgemeinen Finsterniß und der Barbarei kein Bedürfniß nach einer Erkenntniß desjenigen, was dem Kreise seines Den-

fein und seinem kümmerlichen Zustande so entrückt war, und das die Willkühr eben so scheut, wie die physische Noth. Allein, nachdem im 17ten und im folgenden Jahrhunderte die dichten Wolken jener Finsterniß durch die rühmlichen Bestrebungen eines Descartes, Spinoza's, Locke's und der Leibnizisch-Wolfschen Schule zum Theile gelichtet worden waren; fing man an, das Bedürfniß einer wissenschaftlichen Entwicklung und Begründung desjenigen zu fühlen, was gänzlich über den Kreis des Eigennuzes hinaus liegt, und nur von würdigen und begeisterten Sehern dargestellt und von zartfühlenden Herzen gepflegt wird, d. h. des Schönen. Mehrere wissenschaftliche Abhandlungen sind bereits über diesen Gegenstand von den englischen, französischen und deutschen Gelehrten geliefert worden, ohne daß man für diese Wissenschaft einen entsprechenden einheimischen oder fremden Namen gehabt hätte. Daher ist es erklärlich, daß, als Alexander Gottlieb Baumgarten im Jahre 1750—58 mit seiner wissenschaftlichen Lehre des Schönen hervortrat, die er Aesthetica nannte, diese Benennung sogleich angenommen wurde.

Nach sechs und dreißig Jahren trat Im. Kant (in seiner Kritik der reinen Vernunft S. 35) gegen diese Benennung der Sache auf. Kant spricht seine Ansicht über diesen Gegenstand dahin aus, man solle die Benennung »Aesthetik«, als Bezeichnung einer Wissenschaft des Schönen, eingehen lassen, indem «eine Beurtheilung der Schönen nach Vernunftprinzipien unmöglich sei,» und deshalb solle man diesen Namen für eine andere Wissenschaft aufbehalten. Allein Kant selbst hat diese seine Ansicht bald geändert, indem er schon 1790 eine »Kritik der ästhetischen Urtheilskraft« veröffentlichte.

Untersuchen wir nun diesen Gegenstand näher, so ergibt es sich uns, daß die Benennung »Aesthetik« ihrer Wissenschaft, die sie bezeichnet, nicht ganz entspreche. Denn diese Benennung wurde bekanntlich vom *αἰσθάνομαι* abgeleitet, welches bei den Griechen gewöhnlich in der Bedeutung »empfinden,« »sinnlich affizirt werden,« »etwas sinnliches wahrnehmen«, vorkommt, welcher Bedeutung zufolge dann *αἰσθητικὴ* scil. *ἐπιστήμη* »eine Anschauungs- oder Empfindungswissenschaft« heißen und daher bloß auf das Gebiet der Sinnlichkeit beschränkt bleiben muß. Man sieht hieraus, daß die Benennung »Aesthetik«, wenn man jenes griechische Zeitwort in der angedeuteten gewöhnlichen Bedeutung nimmt, nur die sinnliche Seite, nur das anschauliche, empirische Moment des Schönen bezeichne, und daß somit das übersinnliche, ideale Moment, also das eigentliche Wesen desselben ganz unberücksichtigt bleibe. Dies ist das Mangelhafte dieser Benennung, welches viele Aesthetiker, die sich an den todtten Buchstaben festhielten, auf Abwege verleitete, und eben deshalb andere zum Angriffe jener Bezeichnung reizte.

Alein bedenken wir, daß *αἰσθάνομαι* nebst den bereits angeführten Bedeutungen denn doch beim Platon, Xenophon und A. auch in der Bedeutung »Gutes, Schönes und Wahres, also etwas übersinnliches wahrnehmen, um etwas, das an sich gut ist, wissen,« vorkomme, was doch beide diese Parteien unbilligerweise nicht zu berücksichtigen pflegen; so haben wir wohl einen Grund, uns mit dieser Benennung auszuföhnen. Sene Stelle z. B. beim Xenophon *Ἀπομνημονευμάτων* IV. 5. 6. »καὶ πολλάκις αἰσθάνομένους τῶν ἀγαθῶν τε καὶ τῶν καλῶν«, muß doch offenbar heißen: »und oft diejenigen, welche wohl fühlen, was gut und was ehrbar

sei.» Diesem zufolge kann die Aesthetik wohl mit Grund eine Wissenschaft des Ueber sinnlichen, in so ferne der Ausdruck desselben an der (in der Form der) Sinnlichkeit wahrnehmbar ist, d. h. des Schönen, bezeichnen. Daher ist die Erkenntniß des Schönen der Gegenstand der Aesthetik, und diese ist eine »wissenschaftliche (systematische) Erkenntniß des Schönen.«

Zur Beibehaltung dieser Bezeichnung in der letzteren Bedeutung sind wir

a.) berechtigt, wenn wir erwägen, daß es überall der Geist der Bildung ist, welcher über den bloßen Buchstaben entscheiden muß. Denn selbst diejenigen Wissenschaften, welche von ihren Begründern die entsprechendsten Bezeichnungen bekommen, enthielten in verschiedenen Zeiten, bei verschiedenen Völkern, und bei der Verschiedenheit des Grades ihrer Bildung einander widersprechende nicht nur Ansichten, sondern sogar Sachen. Wenn man z. B. die Geschichte der Philosophie seit Pythagoras bis auf unsere Tage überblickt, welcher Verschiedenheit wird man da nicht zwischen den Ansichten Platon's und denen der englischen und französischen Materialisten oder unserer norddeutschen sogenannten Naturphilosophen gewahr! Also ist eine Vermeidung von Irthümern auch bei der treffendsten Bezeichnung, wiewohl jeder Freund der Wahrheit diese sorgfältig berücksichtigen muß, nicht ganz möglich.

b.) Wir sind zur Beibehaltung jener Bezeichnung genöthigt, indem wir einer Bezeichnung, welche der Wissenschaft des Schönen vollkommen entspräche, gänzlich ermangeln, und indem alle die Benennungen, durch welche man jene der »Aesthetik« ersetzen wollte und will, hinter derselben zurückbleiben. Vergleichen wir nun die gewöhnlichsten derselben, so finden wir

a. die Benennung »Kalologie,« welche schon mehrmals, und erst kürzlich vom Herrn Steckling (Leipzig, 1835) statt jener der »Aesthetik« gebraucht wurde, und welche hier unstreitig die wichtigste ist. Allein da το καλον bekanntlich meistens als ein Synonimon von ταγαδον wiederkehrt, so wurde seine Bedeutung offenbar von jener des letzteren als nicht viel verschieden betrachtet, und daher könnte »Kalologie« eher zur Bezeichnung derjenigen Wissenschaft dienen, welche wir »Ethik« nennen, als unserer hier; und da hierin keine »Wahrnehmung« des Ueber sinnlichen gesetzt ist, wie in der Bezeichnung »Aesthetik,« so muß jene Bezeichnung dieser wohl nachgesetzt werden.

β. Die Benennung »Philosophie des Schöne« wurde unter Andern erst vor Kurzem vom Herrn Bischer (Stuttgart, 1837) gebraucht. Allein da doch diese beiden Wissenschaften, Aesthetik und Philosophie, einander nicht ganz gleich sind, indem die Philosophie bloß die Erkenntniß des Ueber sinnlichen aus reiner Vernunft darstellt und auf das Sinnliche nur als auf dessen kontradiktorischen Gegensatz hinweist, während beim Schönen nebst dem Ueber sinnlichen auch die Phantastie mit ihren Formen mit zum Wesen desselben gehört und der Aesthetiker beide diese Momente, das ideale und das empirische, gleichmäßig im Auge behalten und behandeln muß; so kann man nicht umhin, jene Benennung, obgleich sie im ersten Augenblicke wohl zu bestechen vermag, als einen mißlungenen Versuch zu betrachten.

Die übrigen Bezeichnungen für diesen Gegenstand,

die wohl hie und da vorkommenden, stehen hinter den bereits angeführten weit zurück; z. B.

7. »Kritik des Geschmack's«, eine Bezeichnung, die ehedem in Frankreich viel paradierte und die Kant auch den Deutschen zu adoptiren vorgeschlagen zu haben scheint. Dieselbe ist aber, wie man sieht, ein Sprößling des damals in Frankreich mächtigen Aristotelismus und drückt nichts anders aus, als eine Beurtheilung desjenigen, was da bereits in der Darstellung des Schönen (in der weiteren Bedeutung dieses Wortes) geleistet worden ist. Allein von einer Wissenschaft des Schönen fordert man mehr als dieses: denn dieselbe soll allgemeingiltige Grundsätze, die für alle Zeiten als Maßstab des Schönen gelten, festsetzen. Ueberdies ist der Ausdruck »Geschmack« eine bloße Saalbarei, von dem niedrigsten der Sinne gebildet, die gewöhnlich auf die Wohnung, Möbel, Zimmerdecoracion, Livreen der Dienerschaft u. dgl. ausgedehnt wird, weshalb es wohl an der Zeit ist, diesen Ausdruck aus der Aesthetik in die Modewarendepot's zu verbannen.

8. »Kunstlehre«, oder wie Hr. Nüßlein seine Aesthetik (Landshut 1819) benannt hat, »Kunstwissenschaft«; diese letztere drückt aber nur einen Theil der allgemeinen Aesthetik aus, daher ist dieser Begriff für die gesammte Aesthetik viel zu eng. Die erstere bezeichnet nebstbei nur eine technische Einleitung für den Künstler, die aber als solche ganz außerhalb der eigentlichen Sphäre der Aesthetik, als Wissenschaft des Schönen, liegt.

## Verhältniß der Aesthetik zu den übrigen Wissenschaften.

### S. 4.

#### a.) Zur Philosophie.

Wissenschaften können nur dadurch in ein deutliches Verhältniß zu einander gebracht werden, daß man sowohl ihre Objekte als auch ihre Subjekte einzeln auffaßt und dieselben einander gegenüber hält. Fassen wir nun hier die Aesthetik mit der Philosophie zusammen, so ergibt es sich uns, daß

a. objektiv betrachtet beide diese Wissenschaften ein Unbedingtes, ein Uebersinnliches zu entwickeln und darzustellen haben, und daß die Quelle, aus welcher, und der Maßstab, nach welchem dieses Uebersinnliche erkannt wird, bei beiden Wissenschaften die Vernunft ist. Allein bei der Philosophie ist diese Quelle, aus welcher jene Erkenntniß des Uebersinnlichen geschöpft wird, die reine Vernunft, wobei auf die Sinnlichkeit, als auf ein wesentlich Verschiedenes, nur hingedeutet wird; bei der Aesthetik aber muß das empirische Moment, die Formen der Phantasie und der Sinnlichkeit, nebst dem Uebersinnlichen fortwährend berücksichtigt, festgehalten und entwickelt werden. Die Philosophie ist eine reine, die Aesthetik aber eine angewandte Vernunftwissenschaft. Daher, wo immer die Aesthetik als Wissenschaft gesetzt ist, dort ist auch die Philosophie als Wissenschaft gesetzt, weil diese von jener der höhere Begriff ist; aber nicht umgekehrt, die Philosophie als solche ist noch keine Aesthetik, denn um dieses zu werden, muß sie ihre Grenzen überschreiten und das Gebiet der Empirie betreten. Daher ist die Ansicht Herrn Umbreit's (S. d. Aesthetik, Leipzig 1838. I. Th. S. 22.), wenn er sagt:

»Die Philosophie, welche das Schöne behandelt, ist noch keine Aesthetik, sondern die Philosophie des Schönen«, keineswegs richtig, eben darum, weil die Philosophie, sobald sie das Schöne seinen beiden Momenten nach behandelt, und somit in das Empirische eintritt, wohl aufhört, eine bloße Philosophie zu sein und wird im gesetzten Falle zur Aesthetik, aber nicht umgekehrt. Ueberdies, worin soll denn der Unterschied zwischen der »Aesthetik« und jener »Philosophie des Schönen« bestehen? Etwa darin, daß »uns die Philosophie, wie dieß gleich beigefügt wird, das Schöne nicht lehren kann?« Allein dasselbe wird auch (S. 24) von der Aesthetik ausgesagt. Also lehrt uns keines das Schöne? (Mehreres darüber oben.)

Würde es denn doch Jemanden beifallen, wie auch Herrn Umbr. Ansicht dahin zu gehen scheint, die Aesthetik im vollen Ernste von der Philosophie ganz abzusondern und zu trennen; so müßte er konsequenter Weise auch das ideale Moment aus dem Schönen selbst verbannen, denn das Ideale gehört einmal sammt seiner Erkenntniß der Philosophie an. Allein dann würde er das Schöne selbst in jeder Form aufheben, indem die bloßen Formen der Sinnlichkeit ohne den Ausdruck des Idealen eben so wenig schön, als die taktmäßigen steifen Bewegungen eines Automaten sittlich heißen können. Wollte ein Solcher denn doch noch auf Kosten der Konsequenz vom Schönen reden, so würde er jeden allgemeingiltigen Maßstabes für dasselbe ermangeln; worauf würde er denn dann eine Erkenntniß des Schönen, worauf eine Aesthetik basiren? Müßte ein Solcher es sich nicht gefallen lassen, wenn er die Schönheit der raphael'schen Madonna hervorheben würde, einem Andern, der das Krokodill als Muster der Schönheit aufstellen

wollte, ein gleiches Recht einzuräumen? Die Aesthetik ist von der Philosophie untrennbar, so wie das Schöne vom Guten untrennbar ist, und wo die Philosophie aufgehoben ist, dort ist auch die Aesthetik aufgehoben; oder wollte man doch auch dann noch von einer solchen sprechen, so könnte dieß nur eine noch weit erbärmlichere Karrikatur sein, als die Weltgeschichte nach Aufhebung der Philosophie eine übrig bleibt.

Von diesem Standpunkte aus muß hier auch jene, bereits verjährte, Streitfrage, »ob es denn eine Kollision der Aesthetik mit der Moral- und Rechtsphilosophie gebe;« oder »ob die Aesthetik in ihr Gebiet etwas aufzunehmen berechtigt sei, was der Moral- oder der Rechtsphilosophie widerspricht?« beantwortet werden. Da nun die Aesthetik von der Philosophie, wie von ihrem höheren Begriffe, durchaus untrennbar ist, so ist es wohl einleuchtend, daß alles, was gegen die Philosophie — mithin was gegen die Moral-, Rechts- oder gegen die Religionsphilosophie — ist, auch gegen die Aesthetik sein müsse. Denn es ist eine und dieselbe Idee, welche die Philosophie aus der reinen Vernunft zu entwickeln, und in Begriffe aufzufassen, und deren Ausdruck die Aesthetik in den Formen der Natur und der Kunst, mit steter Festhaltung des rationalen Maßstabes, nachzuweisen und dann gleichfalls in Begriffe zu fassen hat. Was also der Idee dort entgegen ist, das ist ihr auch hier entgegen. Allein nicht so gilt auch das Umgekehrte; denn die Aesthetik umfaßt nebst der rationalen auch die empirische Sphäre, und ist somit auch von dieser Seite an Gesetze gebunden, welche die Philosophie als solche nicht kennt. Es kann daher von dieser Seite Vieles gegen die Aesthetik sein, welches sich doch mit der Philosophie sehr gut vereinigen läßt; z. B. manche herbe

Seite der Tugend harmonirt sehr wol mit dem ernstesten Gesetze der Moral, allein der Aesthetik bleiben ihre Forderungen an jene immer noch übrig, und wie viel würde die Tugend nicht gewinnen, wenn sie auch dieser Seite zu entsprechen streben würde. Dieselbe Ansicht spricht auch Schiller aus, indem er behauptet, die Tugend müsse mit fortschreitender Bildung das Gewand der Würde und der Anmuth annehmen.

β. Fassen wir die Aesthetik mit der Philosophie subjektiv zusammen, so finden wir auch hier zunächst eine ideale Einheit beider dieser Wissenschaften. Auf beiden Seiten muß das Subjekt die Realität der Idee, des Uebersinnlichen, anerkannt, d. h. sich handelnd derselben, als dem höchsten Gesetze, unterworfen haben. Denn wo das Uebersinnliche nicht anerkannt wird, dort gilt es auch nicht als ein Reales, d. h. es gilt als ein Nichts, und kann somit als solches weder im Begriffe aufgefaßt und zur Erkenntniß darge stellt, noch kann der Ausdruck desselben in den anschaulichen Formen der Sinnlichkeit nachgewiesen werden, und alsdann ist jede Möglichkeit sowol der Philosophie als auch der Aesthetik aufgehoben. Allein das Subjekt der Philosophie tritt, während es das Uebersinnliche in Begriffe auffaßt, nie aus seiner rein rationalen Sphäre heraus, während das Subjekt der Aesthetik den Ausdruck des Uebersinnlichen in der empirischen Sphäre mit fortwährender Hinweisung auf den allgemeingiltigen Maßstab der Vernunft Schritt für Schritt nachweist. Da aber diesen Ausdruck des Uebersinnlichen in den Formen der Sinnlichkeit die Phantasie vermittelt, so wird von Seite des ästhetischen Subjektes eine ausgebildete Phantasie und ein ausgebildeter Sinn, von dem jene ursprünglich abhängt, vorausgesetzt.

## §. 5.

## h. Verhältniß der Aesthetik zur Geschichte.

Die Geschichte stellt uns das Uebersinnliche dar, wie es sich in der Menschheit zu irgend einer Zeit geoffenbaret hat, in wie ferne es anerkannt, angestrebt, oder nicht anerkannt und vom servilen oder herrschsüchtigen Egoismus gegen dasselbe angekämpft wurde. Sie enthüllt uns die ehrwürdigen und unauslöschbaren Denkmale jener Völker, welche die heiligen Interessen der Menschheit, das Recht u. s. w., geehrt und vertreten haben, so wie die ewige Schande und Verachtung derjenigen, welche dieselben mit Füßen traten und sie der Willkühr aufopferten, und entwickelt uns, als Weltgeschichte, den allgemeinen Fortschritt der Menschheit zum Ideale, dem sich alles Menschliche annähern muß. Auch die Geschichte in dieser Art hat einerseits ein Ideales, überfinnliches Moment, und ist von dieser Seite mit der Philosophie verwandt, andererseits weist sie das Ideale, so wie dessen Gegentheil, in einer empirischen Sphäre nach. Daher ist die Geschichte

## a. objektiv betrachtet

aa. dadurch, daß sie eine empirisch-rationelle, und  
 bb. dadurch, daß sie (im obigen Sinne aufgefaßt) eine selbstständige, d. h. sich selbst als Zwecksetzende Wissenschaft ist, mit der Aesthetik identisch. Besonders wichtig ist hier für die Aesthetik die »Kunstgeschichte,« welche eine Darstellung der Entwicklung des Schönen in allen seinen Formen, wie eine solche durch Bestrebungen der für das Ideal begeisterten Menschen aller Zeiten Statt gefunden hat, das Steigen, die Blüthe und den Verfall derselben, mit Rücksicht auf die moralische Kraft der Völker, auf ihre Würdigkeit oder Verwerflichkeit, zum Gegenstande hat. Diese verhält sich dann

zur Aesthetik so, wie die Weltgeschichte zur Philosophie; sie tritt nämlich derselben als Zeugin an die Seite, indem sie die ewigen und allgemeingiltigen Wahrheiten derselben durch stete Hinweisung auf dieselben bestätigt.

Ungeachtet dieser Einheit haben doch beide diese Wissenschaften auch ihre gegenseitigen Unterschiede.

aa.) Die empirische Sphäre der Weltgeschichte erstreckt sich auf die handelnde Menschheit der Vergangenheit, deren Thatfachen sie mit fortwährender Rücksicht auf den idealen Maßstab der Vernunft hervorhebt, und so an ihnen sowol das Ideale, das Uebersinnliche, als auch dessen konträren Gegensatz, die Schlechtigkeit mit ihrer, früher oder später eingetretenen, Zerstörung nachweist. Die empirische Sphäre der Aesthetik erstreckt sich hingegen bloß auf vorhandene Formen, entweder der Kunst, in welchen begeisterte Menschen das Schöne darzustellen versucht haben, und weist in denselben nicht nur den Ausdruck des Uebersinnlichen oder das Schöne nach, sondern stellt auch in Bezug auf dieses allgemeingiltige Grundsätze auf, welchen jede Kunst sich annähern muß, oder sie weist dieses in den Formen der Natur nach, ohne jedoch, wie die Geschichte, auch das Gegentheil des Ideals nachzuweisen.

bb.) Die Geschichte, in dem oben angedeuteten Sinne, kann des idealen oder des philosophischen Moments ganz entkleidet werden, wobei sie freilich ihre Würde, als eine selbstständige Wissenschaft, verliert, und in eine Vielheit von Geislosen und unzusammenhängenden Geschichten oder vielmehr Anekdoten zerfällt, die aber jedoch als Baumaterialien zu andern Gebäuden benützt werden können, und sich dann zur Aesthetik oder zur Geschichte im obigen Sinne des Wortes, so wie das Mittel zum Zwecke verhalten. Anders ist es aber mit der Aesthetik;

denn sobald diese sich ihres idealen Momentes, also des eigentlich philosophischen Theiles, entäußert hat, bleibt ihr nichts anders, als überall todtte Masken und geistlose Formen übrig, die sich nicht einmal zu anderen Zwecken als Mittel gebrauchen lassen.

β. Subjektiv betrachtet erscheint uns auch hier jene ideale Einheit, welche eine Anerkennung des Ueberfinnlichen bei beiden Subjekten voraussetzt. Denn auch der Geschichtsforscher würde ohne die Anerkennung des Idealen jeden Maßstabs für die Thatsachen, von denen ihm die Empirie ein unübersehbares Feld darbietet, ermangeln, und in diesem Falle müßten ihm alle diese Thatsachen, selbst jene, die zu einander einen feindlichen Gegensatz bilden, vom gleichen Werthe sein; auch würde er in dieses ungeheure Chaos vergebens eine Einheit hineinzubringen suchen. Die Anerkennung des Ueberfinnlichen äußert sich beim Aesthetiker als Achtung und Liebe zum Schönen in der Natur und in der Kunst; beim Geschichtsforscher aber als allgemeine Achtung und Liebe zur Menschheit und ihren höchsten Interessen, die sich aber eben deshalb zur bitteren Geißel des Schlechten in jeder Art gestaltet, indem dieses die Menschheit entwürdigt und sie in die Bande der Leidenschaft schlägt, und daher in geistige und physische Sklaverei versetzt.

### S. 6.

c. Verhältniß der Aesthetik zur Erziehungskunde.

Die Erziehung hat die Entwicklung zunächst der sinnlichen, bedingten, dann aber auch der unbedingten, übersinnlichen Anlagen, der Vernunft und der Freiheit, zum Zwecke, damit jene zum Bewußtsein des höchsten Gesetzes gelange, und diese jenem Gesetze freithätig sich unterwerfe und in der äußeren Welt es realisiere.

Daher hat die Erziehungskunde, als Wissenschaft, Vorschriften und Gesetze; nicht nur in Beziehung auf die sinnlichen und formellen Anlagen, sondern auch in Beziehung auf das Wichtigste der Menschheit zu entwickeln. Sie hat ein Wesen zu berücksichtigen, welches bloß seiner Anlage nach, hiemit bloß als Objekt, der unendlichen Kette der Menschheit angehört, welches aber dahin geleitet werden soll, daß es seinen Zweck auf einer selbstgewählten Bahn und auf beliebigen Mitteln in der Reihe der Menschheit frei anstrebe. Daher ist die Erziehungskunde,

a. objektiv betrachtet, mit der Aesthetik verwandt, indem sie nicht nur von dem Idealen ausgeht, zu dem sie das Vernunftwesen anleiten soll, sondern dasselbe auch fortwährend berücksichtigt. Sie ist also eine empirisch-rationelle Wissenschaft. Allein die Erziehungskunde faßt keineswegs das Uebersinnliche als solches auf, um es in einer selbstständigen Wissenschaft, wie die Aesthetik eine solche ist, zu entwickeln, sondern sie stellt nur allgemeine und besondere Grundsätze zum Behufe eines andern Zweckes, der Vernunftentwicklung auf, und berücksichtigt die sinnliche Anlage, das Alter, die Umgebung u. s. w. Mithin steht die Erziehungskunde unter ihrem Zwecke und ist nur ein Mittel desselben. Sie verhält sich daher zur Aesthetik, wie die Kenntniß des Mittels zu der Wissenschaft des Selbstzweckes.

β. Subjektiv betrachtet muß auch bei dem Erzieher sowol, als auch bei jenem, der die Grundsätze für diesen wissenschaftlich entwickelt, eine Anerkennung des Unbedingten eben so Statt finden, wie bei dem Aesthetiker. Denn derselbe soll den Zögling zum Bewußtsein des Uebersinnlichen aufregen, und ihm eine Richtung nach den Idealen geben; allein wenn er dasselbe selbst nicht als

real anerkennt, so kann er es auch bei einem Andern nicht zum Bewußtsein hervorrufen und eine demselben angemessene, sondern nur eine entgegengesetzte Richtung geben, d. h. verziehen. Uebrigens müssen, während bei dem Aesthetischen eine ausgebildete Phantasie vorwalten muß, bei der Erziehung alle Anlagen gleichmäßig in Anspruch genommen werden, um eine gleichmäßige Anregung derselben beim Zöglinge hervorzubringen.

## S. 7.

d. Verhältniß der Aesthetik zu den Naturwissenschaften.

Die Naturwissenschaften und die Aesthetik kommen zwar,

a. objektiv aufgefaßt, darin überein, daß beide ein Anschauliches zu ihrem Gegenstande haben. Allein nicht die Materie ist es, welche den Aesthetiker hier in Anspruch nimmt. Während der Naturforscher nur die erscheinende Materie und ihre unveränderlichen Gesetze auffaßt und entwickelt, faßt der Aesthetiker nur die erscheinende allgemeine, gefällige Form der Sinnlichkeit und der Kunst auf, und, indem die Phantasie, die ursprünglich selbst von den Formen der Sinnlichkeit abhängt, in diesen Formen eine Aehnlichkeit mit dem Ideale entdeckt, und das Uebersinnliche, das Ideal, auf dieselben überträgt, und dieses mit jenen verwechselt, weist er den Ausdruck des Uebersinnlichen in jenen mit Festhaltung des Ideals selbst, als des allgemeingiltigen Maßstabes nach. Auf diese Art bekommen die Formen der Kunst und der Natur ein allgemeingiltiges Interesse, und somit einen unbedingten Werth, während die Materie sammt ihren Gesetzen als Gegenstand des Naturforschers immer nur ein Bedingtes bleibt, und unter keiner Bedingung zum Unbedingten erhoben oder gesteigert werden kann, indem ihr gegenseitiger

Unterschied ein wesentlicher ist; sie müßte sich sonst über ihr eigenes Wesen erheben, mithin wesenlos — ein Nichts werden. Also verhält sich das Anschauliche des Aesthetikers, aber nur auf die besagte Art, d. h. als ein Schönes, in den Formen der Natur und der Kunst zu dem Anschaulichen des Naturforschers wie der Selbstzweck zum Mittel.

β. Subjektiv betrachtet setzt auch die Naturwissenschaft, als solche, eine Anerkennung des Uebersinnlichen bei ihrem Subjekte voraus. Wenigstens so weit muß diese Anerkennung Statt finden, daß die Realität des Uebersinnlichen von Seite des Subjektes als solche vorausgesetzt wird, wenn die Naturwissenschaft gültig sein soll. Denn wird die Realität des Uebersinnlichen von dem Naturforscher nicht vorausgesetzt, so wird bloß die Realität des Bedingten, mit Aufhebung von jener, an ihre Stelle gesetzt, und so entsteht der Materialismus. Und da er überall nur ein Bedingtes ohne ein Unbedingtes setzt, ein Bedingtes aber ohne ein Bedingendes ein Nichts ist, so ist der Materialismus, konsequenter Weise, ein Nihilismus. Uebrigens setzt die Naturwissenschaft ein geübtes Anschauungsvermögen und anhaltendes Beobachten der Naturerscheinungen voraus, so wie die Aesthetik eine gebildete Phantasie und eine anhaltende Anschauung der Natur und der Kunst voraussetzt.

### §. 3.

#### Zweck und Werth der Aesthetik.

So wie der Zweck der Kunst die Darstellung des Uebersinnlichen in einer anschaulichen Form ist, eben so besteht der Zweck der Aesthetik, als einer Wissenschaft des Schönen, in nichts andern, als in der Entwicklung einer wissenschaftlichen Erkenntnis des Schönen. Hiemit ist jede Anforderung, welche man nebstbei an diese Wis-

senschaft zu richten pflegt, als etwas, was außerhalb ihrer Sphäre hinaus liegt, im vorhinein abgewiesen. Man darf von ihr keine Anleitung zur praktischen Darstellung des Schönen fordern oder erwarten; denn diese umfaßt die technische Seite der Kunst, und steht als solche unter der Würde der Aesthetik, zu der sie sich, wie die Theorie des Mittels zu der Wissenschaft des Selbstzweckes, verhält. Die Aesthetik ist eine selbstständige Wissenschaft, indem ihr Gegenstand den Zweck in sich selbst hat, und sie darf von Seite dieses ihren unbedingten Gegenstandes nicht als Mittel eines andern untergeordneten Zweckes betrachtet werden; wohl kann aber nicht geleugnet werden, daß der Einfluß der Aesthetik als Wissenschaft auf die höchsten und heiligsten Interessen der Menschheit von der größten Wichtigkeit sei. Sie bewahrt den Menschen,

a.) negativ betrachtet, a. vor dem Materialismus, der keinen andern Werth anerkennt, als den des Nützlichen, des Zweckmäßigen, d. h. des Bedingten; indem sie ihn auf einen Maßstab hinweist, der über alles bloß Nützliche und Zweckmäßige erhaben ist, dem gegenüber über alles Bedingte als unendlich klein, und jedes Streben darnach, als nach dem letzten und höchsten Zwecke, als verächtlich erscheint. Sie schützt ß. vor dem Sensualismus (konsequenten Materialismus), der jeden Werth leugnet, den sein Sinn nicht anerkennt, der Menschenwürde und Menschenrechte einem Sinnengenusse aufopfert und niedertritt, indem sie eine weite Sphäre des innigsten Vergnügens vor ihm eröffnet, die zwar mittelst der Sinnesorgane wahrgenommen wird, deren geistiges Interesse aber über denselben und über der Sinnlichkeit jeder Art unendlich hoch steht. Die Aesthetik bewahrt ferner den aufrichtigen Forscher nach Wahrheit γ. vor der Sophistik, einer entehrenden Ausgeburt der verbildeten (nicht

der wahrhaft gebildeten) Menschheit, die unbekümmert um die Wahrheit, jede, auch die schändlichste Sache in ihren Schutz nimmt, wenn sie ihrem Eigennutze zusagt, und dieselbe dem minder gekübten Denker als das einzige Schöne, Große, Erhabene, Edle u. dgl. darstellt.

b.) *Positiv* betrachtet lehrt die Aesthetik das Schöne, und in demselben alles, was eines idealen Ursprungs ist, achten; sie veredelt dadurch auf einem indirekten Wege die Menschheit, und erhebt sie, durch eine fortwährende Hinweisung auf das Ideal, über die Gemeinheit des Eigennutzes und über das ängstliche Kleben an der Erdscholle. Sie ertheilt dem Leben dadurch, daß sie es allseitig mit dem Ideale in Berührung bringt, eine höhere Würde und Weihe, und nöthigt uns, unsere Achtung nicht nur dem begeisterten Künstler, sondern auch dem schlichten Verehrer des Schönen und dem anspruchslosen Beförderer desselben zu zollen.

Die Aesthetik schafft freilich keine Künstler, denn dieß kann sie noch weniger thun, als die Moralphilosophie Tugendhelden zu schaffen vermag, indem die Kunst nebst einem sittlichen und festen Willen, den die Tugend voraussetzt, und der bloß vom Subjekte abhängig ist, auch noch eine eigene Anlage, eine originelle und lebhafteste Phantasie fordert, deren Besitz aber außerhalb des Willens des ästhetischen Subjektes liegt. Ist die Anlage für das Schöne aufgeregt worden, so äußert sie sich bei einer Statt gehaltenen Begeisterung des Subjektes für das Schöne dadurch, daß das Uebersinnliche, für das die Begeisterung Statt gefunden, unter irgend einer Form der Phantasie versinnlicht, dem Subjekte anschaulich dargestellt wird.

Solche Darstellungen des Schönen oder Kunstwerke hat es früher gegeben, als eine Erkenntniß desselben,

ja früher als irgend eine Anleitung zu solchen Darstellungen Statt finden konnte; so wie überhaupt jede Praxis der Theorie ursprünglich voraus ging. Früher als es eine ars poetica des Aristoteles gegeben hat, gab es einen Homeros und einen Aischylos; früher als Polykletos seinen Kanon geschrieben, meißelte Dipoinos seine Götterideale in Marmor, so wie ein Hektor und ein Kodros früher die Tugend übten, als die Akademien und die Stoa ihre Grundsätze über dieselbe niederschrieben. Allein jenes spricht eben so wenig gegen die Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer Aesthetik, als Wissenschaft des Schönen, als dieses gegen die Wichtigkeit einer Moralphilosophie, als Wissenschaft des Guten, sprechen kann. Früher als es eine Erkenntniß des Schönen geben konnte, mußte das Schöne in der Wirklichkeit vorhanden gewesen sein, und von da aus konnte erst eine Theorie desselben nach Grundsätzen aufgestellt werden. Allein die Wissenschaft weist erst nach dem Ideale hin, dem sich die ganze Wirklichkeit, mithin auch die Kunst immer mehr annähern soll, ohne es jemals ganz zu erreichen. Dieses Ideal hat noch kein Künstler erreicht, im Gegentheile, es wird keiner, dem es um die Wahrheit zu thun ist, leugnen, daß es Klippen für ihn gegeben hat, denen er nicht ausweichen konnte, und daß er abenteuerliche Irrfahrten bestehen mußte. Da steht nun die Aesthetik wie eine Lichtsäule fest, und weist unverrückt nach einem und demselben Ziele, nach einem Firsterne hin, dessen Strahlen den Segler um so stärker beleuchten und erwärmen werden, je näher er demselben kommen wird, dessen Höhe er aber nie ganz erreichen kann. Zwar kann sich auch die Aesthetik als Wissenschaft nie dessen rühmen, das Ideal jemals ganz erfassen zu können, oder es gar wohl schon erfaßt zu haben, denn sie ist, so wie jede andere Wissenschaft, Kunst oder sonst

eine Einrichtung unter den Menschen, mag sie der Eigendünkel wie immer nennen, von Seite ihrer Form ein menschliches Erzeugniß, mithin immer beschränkt; und steht unter dem ewigen Gesetze eines Fortschrittes zum Vollkommneren; allein als Wissenschaft geht sie der wirklichen Kunst, so wie die Moral- und die Rechtsphilosophie der Moral und dem Rechte, wie sie in der Wirklichkeit realisirt werden, immer voran.

### S. 9.

Plan der Aesthetik und Bedingungen derselben.

Als eine allgemeine Wissenschaft des Schönen hat die Aesthetik zunächst die allgemeinen Grundsätze und die allgemeinen Formen desselben, mag es in der Natur oder in der Kunst sich offenbaren, nach den allgemeingiltigen Anforderungen der Vernunft darzustellen. Dann hat sie die besonderen Formen des Schönen, unter denen es die Kunst allein zu entwickeln vermag, und welche die Griechen bereits nicht nur erfunden, sondern auch riesenhaft ausgebildet hatten, denen Jahrtausende ehrerbietig huldigten, aufzufassen und sie in ihrem Verhältnisse zum Ideale wissenschaftlich zu begründen. Daher ergeben sich uns im Allgemeinen zwei Theile der Aesthetik: die allgemeine Wissenschaft des Schönen, und die Kunstwissenschaft. — Jedoch bevor eine wissenschaftliche Erkenntniß des Ueberfönnlichen unter den Formen der Sinnlichkeit möglich wird, muß dasselbe vom Subjekt des Schönen anerkannt worden sein, d. h. das Subjekt muß der Realität desselben gehuldigt und sich handelnd dessen Gesetze unterworfen haben. Allein eine Anerkennung des Ueberfönnlichen setzt eine Ankündigung desselben voraus, indem es sonst die Anerkennung eines Nichts wäre, und dem zufolge müßte auch der Gegenstand der Aesthetik, das Ueberfönnliche, in so fern dessen Ausdruck in den

Formen der Sinnlichkeit als ein Schönes erscheint, ein leerer Traum sein. Eine Ankündigung des Uebersinnlichen setzt aber, wenn sie sonst nicht etwas Zufälliges und Unwesentliches sein soll, eine Anlage und eine Anregung derselben voraus. Daher fordert es die Konsequenz, die Wissenschaftlichkeit, daß bevor man zur eigentlichen Erkenntniß des Schönen schreitet, früher die ästhetische Anlage, und zwar nicht nur die des Uebersinnlichen, sondern auch desjenigen, wodurch das Uebersinnliche zum Schönen vermittelt wird, ferner die Anregung oder Erziehung dieser Anlage, die Ankündigung und die Anerkennung des Uebersinnlichen, als des Schönen, in der Kürze entwickelt werde.

## I.

## §. 10.

## Die ästhetische Anlage.

Wird die Wirklichkeit des Schönen, wie diese im §. 2. dargethan wurde, angenommen, so muß es auch eine Möglichkeit des Schönen, die in der menschlichen Anlage gegründet ist, geben. Denn würde man diese leugnen, so müßte man dem zufolge auch die Wirklichkeit des Schönen entweder leugnen, oder das Schöne selbst für ein bloß Aeußeres, Zufälliges ohne einen inneren Grund erklären. Allein im ersten Falle würde man allem Gefühle der Menschheit und den heiligsten Interessen derselben Hohn sprechen, indem man vermöge des wesentlichen Zusammenhanges der Aesthetik mit der Moral-, Rechts- und Religionsphilosophie auch die Möglichkeit der Moral, des Rechtes und der Religion, und hiemit auch den wesentlichen Unterschied zwischen Mensch und Thier aufheben würde. Im letzteren Falle, da man die Realität des Schönen zwar anerkennen, aber eine Anlage für dasselbe doch leugnen würde, würde man nicht nur jeden Maßstab

für dasselbe und somit jede Möglichkeit einer Beurtheilung desselben, sondern auch jede Möglichkeit einer Wahrnehmung desselben aufheben. Allein wo die Möglichkeit einer Wahrnehmung des Schönen aufgehoben ist, dort ist auch das Schöne selbst aufgehoben; denn dann ist dieses für den Menschen dasselbe, was die Töne für den Tauben oder das Licht für den Blinden ist, d. h. ein Nichts. Also wird in jedem Falle, wenn man die Anlage des Schönen leugnet, entweder direkt oder indirekt das Schöne selbst aufgehoben, und hiemit der Materialismus statuiert.

Das Schöne faßt aber (laut S. 2.) sowohl ein übersinnliches als auch ein empirisches, bedingtes Moment, die von einander wesentlich verschieden sind, und sich zu einander so wie der Zweck zum Mittel verhalten. Daher kann auch die ästhetische Anlage weder eine bloß übersinnliche, noch eine bloß empirische oder sinnliche sein, sondern sie muß beiden jenen Momenten entsprechen, indem sonst eine von beiden ohne inneren Grund vorhanden, und daher aufgehoben wäre, sie muß folglich eine rationell=empirische sein.

### S. 11.

Die ästhetische Anlage besteht im Wesentlichen a.) aus der Vernunft, b.) aus der Freiheit, c.) aus dem Gefühls-, d.) aus dem Reproduktionsvermögen, und e.) aus dem Sinne.

Das Schöne ist A. ein Unbedingtes, indem es über alle Bedingungen des sinnlichen Triebes erhaben ist, und so dem bloß Reizenden, in seinem wesentlichen Unterschiede von demselben, gegenüber steht. Allein als Uebersinnliches ist das Schöne nicht möglich a.) ohne die Möglichkeit, dasselbe zu vernehmen; denn ohne je-

maß eine Kunde davon erhalten zu haben, ist es nicht möglich, demselben zu huldigen. Nun ist aber die Vernunft das Vermögen, das Uebersinnliche zu vernehmen und zu sehen; also ist die Vernunft auch das Vermögen, das Schöne, als ein Uebersinnliches, zu vernehmen und zu sehen. Denn würde die Vernunft das Schöne nicht wahrnehmen, so müßte dieses durch irgend ein anderes Seelenvermögen wahrgenommen werden, also entweder durch den Sinn, oder durch die Phantasie, oder durch den Verstand. Allein der Sinn bringt uns zwar äußere Gegenstände im Raume und in der Zeit, wie Bewegung und Ruhe, Nützlichs, Gefälliges, bestimmte Dimensionen, die wol größer oder kleiner sich noch vorstellen ließen, als sie wirklich sind. Aber durch den Sinn nehmen wir kein Allgemeingiltiges und Nothwendiges, kein Unbedingtes, Schönes, absolut Großes oder Erhabenes wahr. Zwar wird das Schöne auch mittelst des Sinnes der Seele zugeführt; aber nicht das Schöne selbst ist es, das uns der Sinn zuführt, indem sonst auch das Thier das Schöne anstaunen müßte, sondern es sind nur die Formen der Sinnlichkeit, die erst dadurch schön werden, daß die Phantasie das Uebersinnliche auf sie überträgt; dieses selbst aber muß anderswoher kommen. Auch die Phantasie kann als solche das Schöne nicht wahrnehmen. Denn diese gibt uns zwar gefällige und ungefällige Formen, aber nur von Gegenständen, die schon durch den Sinn von außenher wahrgenommen wurden; sie kann hiemit nichts mehr geben, als was die ursprüngliche unmittelbare Wahrnehmung enthielt. Wenn also die Formen der Phantasie in der Kunst idealisirt, also über die Sinnlichkeit erhaben erscheinen, so muß der Maßstab einer solchen Idealisirung außerhalb der Phantasie, und zwar über

derselben liegen. Die Phantasie vermittelt zwar das Schöne in den Formen der Sinnlichkeit, aber nur dadurch, daß sie in diesen Formen eine Analogie des Uebersinnlichen findet, das Uebersinnliche selbst setzt sie als ein anderes woher Gegebenes voraus. Der Verstand liefert zwar allgemeine und nothwendige Formen, indem er von allem Besondern, Ungleichartigen und Wechselnden abstrahirt; man spricht mit Allgemeinheit über »Einheit und Vielheit«, »Ursache und Wirkung« u. s. w., ohne auf die Qualitäten desjenigen zu reflektiren, von dem diese Formen abstrahirt wurden. Diese Formen liefern zwar den formalen Theil einer Wissenschaft, indem sie auf ein Reales angewandt werden; aber der Verstand vermag kein Allgemeingiltiges, Reales, Uebersinnliches, Schönes zu geben; dieses muß anders woher gegeben werden. Auf diese Art ist es wohl einleuchtend, daß das Schöne als ein Uebersinnliches kein anderes Seelenvermögen wahrzunehmen und zu setzen vermag, als die Vernunft, weßhalb denn diese auch das übersinnliche Wahrnehmungsvermögen ist.

Dieses Setzen des Schönen durch die Vernunft wäre für uns aber eine Anforderung zu einer Unmöglichkeit, hiemit ein Unding, wenn es nicht b.) eine Kraft gäbe, diesem so angekündigten, gesetzten Schönen zu huldigen, d. h. sich handelnd dessen Gesetze zu unterwerfen. Eine solche Kraft muß es aber vermögen, sich über alle Bedingungen und Ansprüche der Möglichkeit und Zweckdienlichkeit des sinnlichen Triebes zu erheben, und das Schöne als eine unbedingte Forderung der Vernunft anzuerkennen, ihr freithätig zu huldigen. Das Vermögen aber zu einer solchen Kraft heißt die Freiheit; hiemit gehört die Freiheit zur ästhetischen Anlage, wie die Freiheit über-

haupt von der Vernunft nicht trennbar ist, so daß mit der Aufhebung der einen auch die andere aufgehoben wird. Es gehört c.) ferner zur ästhetischen Anlage die Möglichkeit, von dem Schönen selbst, wenn sich dasselbe innerhalb oder außerhalb des Subjektes ankündigt, angeregt zu werden, einen Eindruck zu bekommen. Ein solches Vermögen aber, welches von der Freiheit und von der Vernunft untrennbar ist, heißt das Gefühlsvermögen. Das Gefühlsvermögen ist bei der Aesthetik besonders wichtig, indem das Schöne eben durch das Gefühl am mächtigsten wirkt.

Das Schöne ist ohne die Phantasie nicht möglich. Denn diese ist B. das einzige Mittel, durch welches das Ueber sinnliche in den anschaulichen Formen der Sinnlichkeit dargestellt, verkörpert, werden kann. Sie verwechelt die gefälligen Formen der Sinnlichkeit mit dem Ueber sinnlichen der Vernunft selbst, besonders beim vorherrschenden Gefühle, wodurch das Ueber sinnliche, welches ehne die Phantasie ewig als ein Gutes, Wahres, Ewiges bleiben, aber nie ein Schönes sein würde, wirklich zum Schönen wird. Nun heißt aber die Möglichkeit der Phantasie das Reproduktionsvermögen; daher gehört d.) das Reproduktionsvermögen auch zur ästhetischen Anlage. Die Phantasie aber (oder die Einbildungskraft, mit Rücksicht auf das Unbedingte) gibt keine neuen Vorstellungen durch sich selbst, sondern sie gibt nur diejenigen, und zwar verändert, wieder, die schon bereits durch den Sinn von Außen, durch unmittelbare Wahrnehmung, der Seele zugeführt worden waren; weshalb die Phantasie dem Stoffe nach vom Sinne abhängig und ohne diesen nicht möglich ist. Daher gehört e.) auch der Sinn mit zur ästhetischen Anlage.

Die Vernunft, Freiheit und das Gefühlsvermögen, die ihrem Wesen nach von einander untrennbar sind, bilden das übersinnliche Vermögen der ästhetischen Anlage und entsprechen daher dem idealen, übersinnlichen Moment des Schönen, so wie hingegen das Reproduktionsvermögen und der Sinn das sinnliche, bedingte Vermögen dieser Anlage konstituieren, und dem empirischen oder bedingten Momente des Schönen entsprechen. So wie beim Schönen selbst das übersinnliche Moment als das Höchste, als der Zweck da ist, zu dem das sinnliche Moment nur das Mittel bildet, mithin demselben untergeordnet bleibt, eben so ist bei der ästhetischen Anlage das übersinnliche Vermögen als der Zweck, das sinnliche hingegen als das Mittel zu demselben zu betrachten, und hiemit dieses jenem zu unterordnen.

## §. 12.

Mit der ästhetischen Anlage ist verbunden a.) das Empfindungsvermögen, und b.) der Verstand.

a.) Das Schöne wirkt am meisten durch das Gefühl und regt auf diese Art nicht nur zur Anerkennung seiner Realität, sondern auch zur Darstellung derselben in der Sinnlichkeit auf. Das Gefühl ist aber ein Eindruck oder eine Aufregung von Seite des Uebersinnlichen; nun werden solche Eindrücke von Seite des Uebersinnlichen oder Gefühle immer auch von Aufregungen des Physischen, d. h. von Eindrücken auf den Körper oder Empfindungen begleitet, indem sich bekanntlich an ein jedes Gefühl, als eine geistige Aufregung, eine ihm entsprechende Empfindung, als eine körperliche Aufregung anschließt, und von diesem nicht trennbar ist. Die Empfindung setzt aber, als eine Kraft, ein Empfindungsvermögen voraus, und dieses ist somit mit der ästhe-

tischen Anlage verbunden, ist aber dem Gefühlvermögen, wie das Bedingte dem Unbedingten, untergeordnet.

b.) In den sinnlichen Formen, in welchen ein Ausdruck des Uebersinnlichen, hiemit das Schöne erscheinen soll, muß

a. eine Einheit des Mannigfaltigen Stattfinden, ohne welche diese Formen nicht gefällig und daher dem Uebersinnlichen nicht angemessen wären. Die Mannigfaltigkeit der Formen entspricht der Phantasie; allein die geforderte Einheit in das Mannigfaltige hineinzubringen, ist die Thätigkeit des Verstandes.

β. Sowohl zur Darstellung als auch zur Auffassung des Schönen in den Formen der Sinnlichkeit wird eine Unterscheidung desselben von dem Nichtschönen, also eine Zusammenfassung von dessen allgemeinen Merkmalen erfordert, welches abermals eine Thätigkeit des Verstandes ist. Folglich ist mit der ästhetischen Anlage auch das Denkvermögen oder der Verstand, jedoch als ein der übersinnlichen Anlage untergeordnetes, bedingtes, Vermögen, verbunden.

Anmerkung. Der Engländer Home (Kap. 3.) und mit ihm mehrere Andere nannten die ästhetische Anlage »einen von Gott ursprünglich anerschaffenen Sinn für das Schöne, der weiter nicht erklärt werden könne.« Allein wird das Wort »Sinn« a.) objektiv, und zwar a. in seiner eigentlichen Bedeutung, d. h. als äußeres Wahrnehmungsvermögen genommen, so ist das Schöne ein rein Sinnliches, Bedingtes, was gegen §. 2 und §. 11 ist. Wird der Begriff »Sinn« in seiner β. uneigentlichen Bedeutung, d. h. als ein Vermögen, das Uebersinnliche wahrzunehmen, genommen, so ist es, nebstdem, daß es jeder Wissenschaftlichkeit widerspricht, eine Anlage, die so viele, und von einander we-

sentlich verschiedene Vermögen (vergl. S. 11 u. 12) umfaßt, unter Einen Begriff bringen zu wollen, ein Widerspruch, mit einem Worte eine Sache zu bezeichnen, die über dessen Begriff erhaben ist. Wird aber das Wort „Sinn“ in seiner b.) subjektiven Bedeutung genommen, wo es eine bestimmte Richtung des Subjektes, also hier eine Empfänglichkeit für das Schöne ausdrückt, so ist es ebenfalls ein Widerspruch, die reale Möglichkeit des Schönen, welche jeder Selbstthätigkeit vorangehen muß, damit zu bezeichnen, indem eine solche „Empfänglichkeit“ schon eine Folge der Selbstthätigkeit des Subjektes ist, und mithin schon eine Ankündigung des Schönen und mit dieser auch die ursprüngliche Anlage desselben voraussetzt.

### S. 13.

Verhältniß der Anlage für das Schöne zu jener für das Moralische, für das Recht und für das Religiöse.

Die übersinnliche Anlage des Menschen, d. h. die Vernunft, welche, wenn sie entwickelt worden ist, das höchste Gesetz der Menschheit wahrnimmt, die Freiheit, welche unter gleichen Bedingungen diesem Gesetze sich handelnd unterwerfen soll, und das Gefühlsvermögen, welches eine Aufregung von Seite des Uebersinnlichen zum Bewußtsein bringt, hat das Schöne mit dem Moralischen, mit dem Rechte und mit dem Religiösen gemein; also ist von dieser Seite ihre innere, reale Einheit außer allem Zweifel. Allein während bei diesen zur ursprünglichen Anerkennung des höchsten Gesetzes der Vernunft, welches vom moralischen Subjekte eine Erhebung über die Sinnlichkeit (der Freiheit zur Idee), vom Rechtssubjekte eine Setzung als Selbstzweck und eine Gleichstellung aller jener Wesen, welche dieses Gesetz vernehmen (aller Vernunftwesen), und vom religiösen Subjekte endlich eine Unterwerfung unter das

unbeschränkte Uebersinnliche, als höchstes Gesetz, das nur durch die Vernunft wahrgenommen wird (unter die Gottheit), unbedingt fordert, kein anderes Vermögen vorausgesetzt wird (abgesehen hier von der einzutretenden Erkenntniß), erfordert das Schöne nebst dieser Anlage auch noch das Reproduktionsvermögen und den Sinn, als ein Empirisches und Bedingtes, mit zum Wesen seiner Anlage. Eben dieses Bedingte läßt, als solches, bei verschiedenen Subjekten Grade zu. Denn nicht nur bleibt die veränderte Reproduktion oder die Phantasie bei jenen Menschen, welche von Geburt auf taubstumm oder blind geblieben sind, dahin beschränkt, das sie aller jener Bilder ermangelt, welche durch eben die unausgebildeten Sinnesorgane der Seele hätten von Außen zugeführt werden sollen, sondern nicht selten sind bei einem Individuum ein oder mehrere von den vorzüglicheren Sinnesorganen (das Gesicht oder das Gehör) zu schwach, und dem zufolge entbehren auch die reproduzirten Bilder, wenn auch nicht an Extensität, so doch an der gehörigen Intensität.

Das übersinnliche Vermögen ist bei allen Individuen gleich, d. h. ohne alle Gradunterschiede, und die Möglichkeit, sittlich, rechtlich oder religiös zu handeln, hängt bloß von dem jedesmaligen Subjekte ab. Aber zur Anerkennung des Schönen ist nebst der Sittlichkeit auch eine Vollkommenheit der Sinnesorgane, und eine Ausbildung der Phantasie unentbehrlich, welche hier Besonderheiten begründet, indem sie durch Sinnlichkeit bedingt ist. Wenn man daher, besonders unter der ungebildeteren Menge, abgesehen von Kindern oder Wilden, Menschen findet, welche eine moralische, rechtliche oder eine religiöse Vorstellung in Enthusiasmus oder in Phantasterei, oder nach Umständen auch in

wilden Fanatismus, zu versehen vermag, während dieselben an dem Schönen oft mit geringer Theilnahme vorüberwandeln; so ist der Grund dieser Erscheinung, nebstdem, daß die Triebfeder in den obigen Fällen, bei der Phantasterei oft, beim Fanatismus immer eine unreine, eigennützige ist, welche beim Schönen seltener ihre Anwendung findet, nicht selten in der Unvollkommenheit des Sinnesorgans, des Reproduktionsvermögens und am häufigsten in dem Mangel an Ausbildung der Phantasie zu suchen. Jedoch ist bei einem sittlichen Subjekte, vorausgesetzt die gehörige Gemüthsstimmung, eine gänzliche Theilnahmlosigkeit am Schönen nicht möglich.

## II.

## Die ästhetische Erziehung.

## S. 14.

Nothwendigkeit einer Entwicklung der ästhetischen Anlage.

Hier stellt sich uns zunächst die Frage entgegen, wie es sich denn mit der besagten Allgemeinheit der ästhetischen Anlage verhalte, nachdem es doch thatsächlich ist, daß der ganz Wilde und das Kind gar keine, und ein großer Theil der kultivirten, aber weniger gebildeten, Volksmasse nur wenig Empfänglichkeit für das Schöne beweist? Jede Anlage muß als solche zuerst aufgeregt oder entwickelt werden, und ohne die entsprechende Entwicklung bleibt sie ewig nur eine Möglichkeit. Dieselbe Frage läßt sich auch in Hinsicht auf das Moralische, auf das Recht und auf das Religiöse stellen; da aber die ästhetische Anlage mehr erhält als die moralische, so bedarf sie nebst jener Auf-

regung, welche auch das Moralische nothwendig voraussetzt, offenbar noch einer besonderen.

Die ursprüngliche Aufregung für das Schöne kann nur von Außen herkommen; denn könnte diese von Innen Statt finden, so könnte es keine Zeit geben, in welcher sich jene Anerkennung des Schönen nicht äußern, als solche nicht kund geben könnte; der Mensch müßte das Schöne, vermöge seiner Anlage, gleich nach der Geburt realisiren, was denn doch in der That nicht der Fall ist. Eine solche Aufregung muß aber nicht bloß die übersinnliche Anlage, sondern auch die Phantasie betreffen; sie muß den Menschen auf die Erscheinung des Uebersinnlichen in den Formen der Sinnlichkeit durch die Phantasie hinweisen, und ihn so zur Anerkennung und Darstellung desselben auffordern, d. h. sie soll ihn ästhetisch erziehen. Diese ästhetische Erziehung umfaßt also a.) eine Aufregung oder Entwicklung der übersinnlichen Anlage, und b.) eine Aufregung des Reproduktionsvermögens und Bildung der Phantasie.

### S. 15.

#### Aufregung der übersinnlichen Anlage.

Da das Übersinnliche von dem Sinnlichen wesentlich verschieden ist, so daß unter keinen Umständen dieses zu jenem hinauf, oder jenes zu diesem herabgesteigert werden kann, indem ersteres ein freies, ein Selbstzweck, letzteres hingegen unfrei und immer nur ein Mittel ist; so ist es wohl begreiflich, daß das Sinnliche, als ein Unfreies, auf das Uebersinnliche aufregend (zur Moralität stimmend) nicht einwirken könne, und daß somit der erste Akt der Aufregung nur durch ein freies,

mit Absicht handelndes, übersinnliches Wesen geschehen müsse. Diesen Grundsatz bestätigt auch die Erfahrung vollkommen, indem weder das Kind, noch der ganz Wilde eine Ahnung des Schönen, so lange die ursprüngliche Aufregung von Außen durch ein Vernunftwesen nicht Statt gefunden hatte, besitzt. Ist aber einmal die erste, ursprüngliche, Aufregung der übersinnlichen Anlage durch ein Vernunftwesen geschehen, dann kann sowohl die Natur als auch die Kunst fernerhin auf dieselbe bildend einwirken.

Unter Voraussetzung dieser moralischen Erziehung wird jedes geistige Vermögen zu einer besonderen geistigen Wirksamkeit entwickelt; und zwar wird

a.) die Vernunft zum Gewissen; denn nachdem die Vernunft, als das übersinnliche Wahrnehmungsvermögen, aufgeregt worden ist, so wird es das Uebersinnliche, als das letzte und höchste Gesetz des Handelns, wahrnehmen und als solches sehen. Dieses höchste Gesetz des Schönen, welches die beschränkte Vernunft als ein über sich Erhabenes, mithin als ein Unbeschränktes wahrnimmt und setzt, gilt dem ästhetischen Forscher als der allgemeingiltige Maßstab für das Schöne, und gibt ihm somit in Bezug auf seine Grundsätze eine Gewissheit.

b.) Die Freiheit, die nur ein Vermögen der Selbstbestimmung war, wird dadurch, daß die Vernunft zum Gewissen geworden, und von diesem aus das höchste Gesetz des Schönen, zu dessen freithätigen Realisirung an sie ergangen ist, zur wirklichen Selbstbestimmung oder zum Willen, d. h. zu einer übersinnlichen Kraft, die der Anforderung des Gewissens sowohl hulbigen, als auch, dem sinnlichen und eigennützi-

gen Triebe folgend, sich derselben widersetzen, mithin feindlich entgegen stellen kann.

c.) Das Gefühlsvermögen wird erst nach vorausgegangener Anerkennung des Schönen durch den Willen zum wirklichen Gefühle des Schönen, indem dieses eine sittliche Selbstthätigkeit voraussetzt.

Hieraus ergibt sich von selbst, daß der Vermittler der äußeren Aufregung des Schönen oder der ästhetische Erzieher

a.) ein sittlicher Mensch sein müsse; indem derjenige, der das Schöne (in dessen Untrennbarkeit von dem Guten) nicht anerkennt, dem Böglinge für das Aesthetische nur eine dem Schönen entgegengesetzte Richtung geben, und daher nur verziehen, nicht aber erziehen könnte.

b.) Er muß das Schöne als solches nicht nur anerkannt, sondern auch erkannt haben, indem er sonst daselbe von dem Nichtschönen zu unterscheiden nicht im Stande wäre.

## S. 16.

### Das Reproduktionsvermögen.

Das »Reproduktionsvermögen« ist die Möglichkeit, Vorstellungen, die schon bereits Statt gefunden hatten, wieder zu vergegenwärtigen. Da nun diese Vorstellungen ursprünglich durch den »Sinn« vermittelt werden, so gehört auch dieser mit zur ästhetischen Anlage.

Die Bilder, welche unsere Seele, in Folge einer unmittelbaren Wahrnehmung und Anschauung, erlangt hatte, werden durch fortgesetzte Anschauungen aus ihrem Bewußtsein verdrängt und verschwinden gänzlich. Die Seele besitzt aber das Vermögen, dieselben wieder zu vergegenwärtigen, welches man ein mittelbares

Schauen oder Vorstellen, und das Vermögen dazu das Reproduktionsvermögen nennt. Theils durch physischen Einfluß, insbesondere durch den des Gehirnnervensystems, theils durch psychische Mitwirkung der Assoziationsgesetze werden unsere Vorstellungen, die früher als Partialvorstellungen zu einer Totalvorstellung verknüpft gewesen waren, nach dem Gesetze der Koëxistenz, der Sukzession, der Analogie, des Kontrastes und der Prävalenz wieder ins Bewußtsein hervorgehoben. Nun werden diese, bereits schon früher Statt gehabten, Vorstellungen entweder unverändert oder verändert reproduziert; daher wird die Kraft dieser Reproduktion im ersten Falle das Gedächtniß, im letzteren Falle aber die Einbildungskraft oder die Phantasie genannt. — In das Gebiet der Aesthetik gehört insbesondere die letztere, indem die erstere der gemeinschaftliche Träger der Stoffe bei einer jeden Wissenschaft mehr oder weniger vorhanden sein muß.

### S. 17.

#### Die Phantasie.

Die »Phantasie« ist die Kraft, Bilder hervorzu-  
bringen, welche von jeder unmittelbaren Anschauung  
abweichen. Sie ist die eigentliche Vermittlerin des Schö-  
nen, das Behübel der Kunst und verleiht dem wirk-  
lichen Leben einen eigenthümlichen, bei vorhandener  
Gemüthlichkeit, einen höheren Reiz. Hier entsteht nun zu-  
nächst wieder die Frage, ob denn der Phantasie jene  
produktive und schöpferische Kraft, mit der  
ihr, wie einer eiteln Dame, besonders von den Schel-  
lingianern so viel geschmeichelt wurde und noch wird,  
wirklich zukomme oder nicht? Die Antwort auf diese  
Frage ist wohl nicht schwer, wenn man bedenkt, daß die

Phantasie nur jene Bilder, welche früher von dem Sinne äußerlich wahrgenommen wurden, verändert wiedergebe. Sie ist hiemit dem Stoffe nach immer an die ursprüngliche Wahrnehmung und folglich an den Sinn gebunden. Mag sie daher noch so originell, mögen ihre Bilder noch so kühn und von jenen der ursprünglichen Wahrnehmung noch so verschieden sein; so wird sich, wenn man ihre Bilder analysirt, immer der Stoff derselben in der Wirklichkeit nachweisen lassen; immer wird man in ihr die Farbe der Umgebung, die Bilder der Jugend u. dgl. entdecken. Nie wird der Künstler einer Idee eine Form zu geben vermögen, von der er wenigstens die Theile in der Wirklichkeit nicht wahrgenommen hatte. Hat doch der kühne, jugendliche, Grieche seinen Olymp mit keinen andern Gestalten bevölkern können, als mit den menschlichen, und der riesenhaften Michael Angelo wußte seinem Gott Vater keine ehrwürdigerer Gestalt zu geben, als die eines greisenhaften Mannes. Und wo hat ein Taubstummer Bilder von der Harmonie der Töne; oder ein Blindgeborener jene der Farben in Anwendung gebracht, wenn man nicht etwa der abenteuerlichen Erzählung der Griechen über die Blindheit Homers beipflichten will? Hiemit ist es wol einleuchtend, daß jene »schöpferische Kraft« der Phantasie, von der man so viel gesprochen hat, und welche in der gänzlichen Unabhängigkeit derselben von der ursprünglichen Anschauung bestehen soll, eine Unmöglichkeit sei.

### S. 8.

#### Vollkommenheiten der Phantasie.

Die Vollkommenheiten der Phantasie leuchten am meisten, nach Herrn Prof. von Lichtensfels, bei ihrer

Vergleichung mit dem Gedächtnisse und dem Verstande, mit denen sie, als Reproduktionskraft, die meiste Verwandtschaft hat, ein.

Die Phantasie besitzt a.), im Gegensatz zu der Allgemeinheit des Verstandes, »Individualität und Anschaulichkeit,« indem ihre Bilder der ursprünglichen sinnlichen Anschauung sehr nahe stehen; im Gegensatz zur Treue des Gedächtnisses besitzt sie Originalität, Neuheit, indem ihre Bilder nur dem Stoffe nach der ursprünglichen Anschauung entsprechen. Nimmt man die Phantasie b.) analog, und zwar α. mit der Vielseitigkeit des Gedächtnisses, so besitzt sie Produktivität oder Fruchtbarkeit ihrer Bilder, d. h. ihre Menge und Mannigfaltigkeit, verhältnißmäßig zu der Menge und Mannigfaltigkeit der ursprünglichen Anschauungen; β. mit der Schnelligkeit des Gedächtnisses, besitzt sie Feuer oder Lebendigkeit, d. h. Leichtigkeit ihrer Bilder; endlich γ. mit der Dauer des Gedächtnisses, besitzt sie Objektivität oder Lebhaftigkeit ihrer Bilder, oder eine scheinbare Wirklichkeit.

Da nun die ganze Reproduktion der Phantasie unteugbar von der ursprünglichen Anschauung, mithin von dem Sinne, abhängig ist; so hängen auch ihre Vollkommenheiten oder ihre Vorzüge meistens von dem Sinne und von allem jenen ab, was auf die ursprüngliche Anschauung einen Einfluß ausübt. Deshalb ist ein vollkommener Sinn eine unerläßliche Bedingung für die Vollkommenheit der Phantasie. Die Vollkommenheit des Gesichtes- und Gehörsinnes ist hier insbesondere wichtig, indem der größte Umfang und die größte Mannigfaltigkeit, die größte Bestimmtheit und somit auch die größte Produktivität und Individualität der Bilder der Phantasie von dieser Seite zu-

kommt. Auch darf hier nicht übersehen werden, daß das Auge auch das erste Organ ist, durch welches der ästhetische Zögling Eindrücke des Schönen empfängt. Weitmehr, sowol Entwicklung, als auch Aufmerksamkeit von Seite des Subjektes, setzt das Vernehmen des Schönen durch das Ohr voraus; weshalb auch die Bilder der Phantasie, welche durch jenes Organ der Seele zugeführt werden, in der Kunst ihre Anwendung früher finden, als jene, die von dieser letzteren Seite derselben zukommen.

Für den Aesthetiker muß es hier wichtig sein, diejenigen Erscheinungen, welche auf die Ausbildung der Phantasie und daher auch auf die Auffassung und Darstellung des Schönen einen entscheidenden Einfluß üben, wenigstens der Hauptsache nach, kennen zu lernen.

#### §. 19.

Die Bildung der Phantasie bedingenden Erscheinungen.

Die vorzüglichsten derselben sind:

1. Das Temperament, welches bekanntlich auf dem Mischungsverhältniß der Erregbarkeit und der Rückwirkungskraft beruht. Da nun die erstere bei der unmittelbaren Wahrnehmung eines Gegenstandes am meisten thätig ist, so wird der Sanguiniker, bei dem jene vorherrscht, denselben Gegenstand ganz anders auffassen, und daher auch dessen Bild der Seele auf eine ganz andere Art einprägen, als der Melancholiker, bei welchem das Umgekehrte Statt findet, und wieder der Choliker ganz anders als der Phlegmatiker. Demzufolge muß auch die Phantasie bei allen diesen einen ganz verschiedenen Typus besitzen. Die meiste Empfänglichkeit für das Schöne wird somit (das Uebrige gleichgestellt) der Sanguiniker und der Choliker, so wie dieser letztere auch die meiste Kraft zu dessen Darstellung haben.

2. Das Klima und die davon abhängige Beschaffenheit des Bodens, der Atmosphäre, so wie die Menge und Mannigfaltigkeit der Vegetation, bedingen die Menge und Mannigfaltigkeit der Bilder, und daher auch die Fruchtbarkeit der Phantasie. Wie ärmlich hat nicht der Scandinavier seinen kleinen und ängstlich erscheinenden Odin ausgestattet, im Verhältniß zu dem einfach majestätischen Zeus der Griechen, bei dessen Bewegung der Augenbraunen der Olympos erbebt, oder gar wohl im Verhältnisse zu dem Allah Muhamed's, dessen Hofstatt selbst die üppigste Pracht eines orientalischen Despoten weit überbietet! Wie arm an Bildern ist nicht die alte nordische Edda, im Vergleiche mit den kühnen und üppigen Bildern des Koran! Wie bei dem Physischen überall, ist wohl auch hier ein gewisses Mittelmaß nöthig.

3. Das Lebensalter übt durch das in demselben vorherrschende besondere Temperament einen großen Einfluß auf die Phantasie aus. In der Kindheit herrscht die Reizbarkeit vor mit einer verhältnißmäßig zu geringen Rückwirkungskraft; deßhalb ist der Sinn und das Reproduktionsvermögen, aber letzteres nur als Gedächtniß, stark. Im Jünglingsalter tritt die Rückwirkungskraft gleichmäßig mit der Reizbarkeit vor, welche, wo sie beide in einem höheren Grade vorhanden sind, das choleriche Temperament mit viel Aufregbarkeit nach Außen bei vieler innerer Thätigkeit bilden; die Reproduktionskraft gestaltet sich zur Phantasie. Schon aus diesem Grunde, insbesondere aber bei dem, in diesem Alter noch in der Regel schwächeren Hervortreten des eigennützigen Triebes und des kalt berechnenden Verstandes, findet man (das Reingeistige gleichgestellt) das Jünglingsalter für das Schöne und dessen Darstellung am

empfänglichsten; deßhalb muß auch derjenige, der diesem erhabenen Berufe folgen will, in diesem Alter schon bereits anfangen. Bei dem herangereiften Manne, dessen Phantasie mit dem Hervortreten des Verstandes zurückgetreten ist, und indem der eigennütige Trieb, das Streben nach selbstständigem Eigenthum, in der Regel vorherrscht, findet man weniger Empfänglichkeit für die Darstellung des Schönen, wenn er diesen Weg nicht bereits als Jüngling eingeschlagen hatte, als vielmehr für eine Theorie, für Politik und das praktische Leben, wobei er sich besonders durch Thatkraft auszeichnet.

4. Das Geschlecht begründet ebenfalls einen Unterschied des Temperamentes und mithin auch der Phantasie. Bei der Frau herrscht mehr Erregbarkeit oder Reizbarkeit, und daher das sanguinische Temperament und mit diesem auch die Phantasie vor; Zartgefühl und deßhalb auch mehr Empfänglichkeit für das Schöne zeichnet die Frau vor dem Manne aus. Bei diesem findet verhältnißmäßig mehr Rückwirkungskraft, und mit dieser auch eine größere innere Thätigkeit, ein mehr melancholisches Temperament, eine größere Ausdauer und eine Lebendigkeit der Idee Statt. Wenn daher die Frau von dem Schönen momentan mehr ergriffen wird als der Mann, wenn sie mehr für dessen Darstellung unter den gefälligen Formen des Amuthigen, Graziösen, Niedlichen u. dgl. geeignet ist; so ist dieser mehr für eine lebendigere, tiefere, großartigere Darstellung desselben unter den Formen des Erhabenen, Edlen, Humoristischen u. s. w. geschaffen.

5. Die Nahrungsmittel üben mittelbar durch den Körper, so wie die Beschäftigung theils mittelbar durch den Körper, theils unmittelbar durch die Bilder ihrer Umgebung auf die Phantasie ihren Einfluß

aus. Durch die Quantität und Qualität der Nahrungsmittel wird der Grad der Erregbarkeit und der Rückwirkungskraft, und durch diese die Phantasie modifizirt. Der Genuß des Biers z. B. stumpft die Erregbarkeit ab, während sie ein mäßiger Genuß des Weines erhöht. Besonders ist die Beschäftigung, welche die ganze Aufmerksamkeit auf eine gewisse Umgebung, ihre Gegenstände und Szenen, fesselt, vom großen Einflusse auf die Phantasie, welche von dieser Seite einen eigenen Ton erhält, und auf die Gestaltung des Gefühls, in wie fern die Phantasie auch auf dieses einwirkt, dessen Innigkeit befördert oder unterdrückt, mächtig einwirkt. Der fortwährende Anblick menschlichen Blutvergießens und der ewigen Menschen- und Thierkämpfe mußte die herrschsüchtige Brust des Römers jedes zärteren Gefühls unfähig machen, und bei ihm somit jede Empfänglichkeit für das Schöne in zärteren Formen abtöbten, wie sich denn dieser Charakter in allen ihren späteren Kunstversuchen und Nachahmungen der griechischen Kunsthelden auf das Entschiedenste zeigt, und wie dieß alle aus ihrer Mitte, die hierin weniger parteiisch sind, selbst beklagen. Eben so muß das fortwährende Schauspiel des Blutvergießens bei den Opfern, nebst den religiösen Sazungen, bei manchem der sonst nicht ganz unbedeutenden Völkern des Alterthums mit als Grund angesehen werden, daß dessen Gefühl für das Schöne dergestalt unterdrückt wurde, daß es, bei einer langen Priesterregierung, nicht einmal einen Schritt aus einem groben Aysmus emporzukommen versuchte. Eine Lebensart in der freien Natur, besonders eine Gebirgsgegend mit ihrer Menge mannigfaltiger Gegenstände, ist der Ausbildung der Phantasie sehr günstig.

6. Religiöse Ansichten, in wie ferne dieselben versinnlicht dargestellt werden, wirken nicht nur auf die Phantasie ein, sondern modifiziren sogar direkt den Charakter der Kunst. Je weniger die religiösen Vorstellungen idealisirt sind, je näher sie dem wirklichen Menschen stehen, desto mehr erregen sie die Phantasie, indem sie dieselbe mit Bildern erfüllen, die den bereits aus der unmittelbaren Wahrnehmung gebildeten theilweise gleich sind. Von dieser Art waren die religiösen Ansichten bei den Griechen. Die Anzahl der öffentlichen und Privatgottheiten war unbestimmbar, die alle über die menschliche Wirklichkeit nur wenig idealisirt waren. Ihr ungezwungener Verkehr mit den Menschen, der Uebergang dieser zu jenen durch die Halbgötter, und umgekehrt, die sagenhafte Abstammung mancher Menschen von den Göttern, an deren Möglichkeit damals kein Volk zweifelte, ihre gemeinschaftliche Abhängigkeit von einem unabänderlichen Schicksale, die Theilnahme der Gottheiten an menschlichen Schicksalen, Kriegen, Parteiungen, und andere dergleichen anthropomorphistische Ansichten, die sämmtlich aus der Periode der erst aufwachenden Bildung herstammten und daher keine andere Form haben konnten, gaben dem, durch sein Temperament, Klima, Nahrung und Beschäftigung begünstigten Griechen ein unerschöpfliches Gebiet von den mannigfaltigsten Bildern, und bildeten auf diese Art bei ihm eine Phantasie aus, deren Vorzüge wir nur anstaunen. Dagegen waren bei andern Völkern, z. B. bei den Persen, Juden u. a. gerade die religiösen Ansichten ein Hinderniß der Kunst.

Die durch das Christenthum hervorgerufenen religiösen Ansichten waren schon gleich in ihrem Entstehen un-  
gemein mehr ideal und abstrakt, als die bei den Griechen. Schon der Begriff der Gottheit, quantitativ und

qualitativ (durch den Begriff der Heiligkeit) näher bestimmt, erhielt eine Abstraktion und Idealität, die über das wirkliche Menschenleben sehr erhaben war. Dadurch wurde das unendliche Gebiet der griechischen Phantasie beschränkt, und sie mußte, da auch die moderne Kunst von dem Religiösen ausging, eine andere Sphäre durchgehen.

Die ägyptische Melancholie und der indische und chinesische Lebensüberdruß, deren Charakter man an ihren Kunstwerken ausgedrückt findet, ist mehr eine Folge des Temperamentes und des Klima als religiöser Ansichten.

7. Anschauung der Kunstwerke erzeugt richtige, veredelte und idealisirte Bilder, und regt zugleich die Thätigkeit zur Darstellung des Schönen auf. Die Phantasie des Griechen, der zu Athen von seiner ersten Jugend auf unter den unzähligen Bauwerken jeder Art gewandelt, der die plastischen Kunstwerke, in welchen die unsterblichen Thaten seiner Vorfahren verewigt waren, in allen ihren Abstufungen, von der Steifheit der Daidaliden herab bis zu den großartigen Formen eines Phidias, zur Korrektheit eines Polykletos, und wieder bis zur Anmuth und Grazie eines Praxiteles, mit einem für jede Anschauung höchst empfänglichen Sinne gesehen hatte, eine solche Phantasie, sage ich, welcher einen unbeschreiblichen Kreis von den mannigfaltigsten Bildern und den gefälligsten, richtigsten und idealen Formen mußte sie daher erhalten, und welche eine Aufregung zur Darstellung des Schönen, die in jeder Art begünstigt und vom Nationalruhm gekrönt wurde, mußte hieraus für das zarte Gemüth eines Jünglings hervorgehen! Es ist eine anerkannte Thatsache, daß ein übrigens bildungs- und bedeutungsloser Italiener in Bezug auf die Kunst mehr formelle Ausbildung (Anschauung) besitzt, als

ein deutscher Gelehrter, der jene trägen Ruinen alten, nunmehr unangestrebten Ruhms nicht besichtigen konnte. Auch der Sinn, besonders der Gesichtssinn und der Gehörsinn, gehen beim Knaben und Jünglinge, bei einer solchen Anschauung und Anhörung der Kunstwerke, nicht leer aus, indem auch dieser seine, für die Phantasie so nothwendige Ausbildung erhält. In dieser Hinsicht sind unsere Kunstausstellungen, Konzerte u. dgl., wiewol noch beschränkt, doch für die Jugend schon in formeller Hinsicht sehr ersprießlich.

3. Endlich können Sitten, Feste und andere Veranlassungen, bei welchen sich das geistige Leben der Völker, Staaten, Gemeinden oder einzelner Familien unter neuen Formen offenbart, und somit für die Anschauung neue Bilder darbietet, für die Bildung der Phantasie nicht gleichgiltig bleiben. Der griechische Jüngling sah das Volk seiner Zunge nicht nur aus ganz Griechenland, sondern auch aus allen benachbarten Ländern und Eilanden bei den großen Nationalfesten zu Nemea, zu Olympia, zu Delphi und bei Korinthos versammelt um einen hohen Preis — um die Ehre — unter dem Schutze der Götter mit einander kämpfen. Hier konnte er jeden geistigen Ausdruck unter der ihm entsprechenden Form ungehindert beobachten, wobei ihn die einfache Kleidung des Griechen am wenigsten hinderte. Wie viele Formen von den verschiedenartigsten geistigen Thätigkeiten und Zuständen, Gefühlen, Affekten, sogar Leidenschaften, entfalteten sich hier zwanglos seinem aufmerksamen Blicke! Dasselbe war der Fall bei den gymnastischen Uebungen der Jugend, bei den Ringspielen zwischen nackten Knaben und Mädchen in Sparta, bei den feierlichen Tänzen, die bei den Dionysien und anderen Festen Statt fanden. Alles dieses

vergrößerte die Menge der Bilder, und begeisterte die Thatkraft zur wirklichen Darstellung desjenigen, was sich ihm als das Höchste ankündigte, in anschaulichen Formen.

Die Nationalität enthält keine eigenen und andern Erscheinungen, als die sind, welche bereits auseinander gesetzt wurden. Nicht zu übersehen ist jedoch hier, daß der Wille, nachdem derselbe durch Erziehung zur Freithätigkeit aufgeregt worden ist, einen großen Einfluß auf die Ausbildung der Phantasie ausüben kann. Dieß kann theils dadurch geschehen, daß er durch Anerkennung des Uebersinnlichen, welches sich ihm durch die Vernunft ankündigt, alle Formen der Sinnlichkeit und der Phantasie auf dasselbe bezieht, wodurch eine Reinheit dieser Formen und ihre Angemessenheit zum Ideale bewirkt wird, theils dadurch, daß er die natürlichen Hindernisse bei dieser Ausbildung zu beseitigen und das Mangelhafte durch andere Mittel zu ersetzen sucht, z. B. durch Aenderung des Klima, durch Aufsuchung von Kunstwerken, durch selbstthätige Beherrschung des Temperamentes u. s. w.

### III.

#### Ankündigung des Schönen.

##### §. 20.

Nachdem nun sowohl die übersinnliche Anlage, die Vernunft und Freiheit, durch die Erziehung aufgeregt, als auch die bedingte Anlage, die Phantasie, ausgebildet worden ist, kündigt sich das Uebersinnliche unter den Formen der Phantasie als ein Schönes an; und zwar als ein solches, welches den Werth in sich selbst hat, das nie als Mittel eines Andern gebraucht werden darf, welches also unbedingt ist. Es fordert den Willen

auf, dasselbe als ein solches, welches über jede Bedingung erhaben ist, als Selbstzweck, unbedingt anzuerkennen und in den Formen der Sinnlichkeit darzustellen. Dies ist das ursprüngliche, höchste, Gesetz des Uebersinnlichen, als eine Anforderung zur freithätigen Realisirung des Schönen, als des Höchsten. Dieses Gesetz geht der menschlichen Selbstthätigkeit voran, und steht somit über dem Subjekte; es ist daher kein Produkt der menschlichen Selbstthätigkeit, sondern ein Gesetz, eine Stimme der Gottheit.

## IV.

## Anerkennung des Schönen.

## S. 21.

Ihre Nothwendigkeit.

Eine Darstellung des Uebersinnlichen in den anschaulichen Formen der Sinnlichkeit ist nur dann möglich, wenn das Uebersinnliche, wie es sich durch das Gewissen ankündigt, von dem Willen anerkannt, d. h. wenn demselben, als einem realen und dem höchsten Gesetze von Seite des Willens handelnd gehuldigt wird. Denn würde das Uebersinnliche nicht als ein Reales, sondern nur als ein Formales gesetzt, so müßte es als ein solches doch irgend ein Reales, übersinnlicher oder sinnlicher Art, voraussetzen, an welches es angewandt werden könnte oder müßte; alsdann würde es aber, als eine bloße Form, die gebraucht und gemißbraucht werden kann, einen nur bedingten Werth haben, und könnte nicht als das Höchste gelten, als welches es sich mit Allgemeingiltigkeit ankündigt, wornach der Mensch streben soll. Würde es nicht als das Höchste anerkannt und gesetzt, so müßte es nur als Mittel eines andern gelten, und wäre daher durch die-

ses bedingt; hiemit könnte es nicht in den Formen der Sinnlichkeit als ein Schönes mit allgemeiner Gültigkeit dargestellt werden, d. h. es würde aufgehoben, und mithin müßte auch dessen Erkenntniß, die Aesthetik, verschwinden. Wird aber das Uebersinnliche in dieser seiner Ankündigung als ein Reales und als das Höchste anerkannt; so erscheint dasselbe, objektiv betrachtet, als eine Wahrnehmung des Uebersinnlichen, analog zur Wahrnehmung des Sinnlichen, welche man eine Anschauung nennt. Aber zum Unterschiede von dieser nennt man die Wahrnehmung des Uebersinnlichen die »Idee« — *Idéa* — von *Ido* sehen —. Subjektiv betrachtet, oder mit Rücksicht auf die Erregung des Gemüthes in Folge einer übersinnlichen Wahrnehmung, nennt man es das »Gefühl«, im Gegensatze zur Empfindung, als einer körperlichen Erregung in Folge einer sinnlichen Veränderung.

## S. 22.

### Die Idee.

Die »Idee« ist »die innere oder unmittelbare Wahrnehmung des anerkannten Uebersinnlichen.« Sie steht durch die »Unmittelbarkeit« ihrer Wahrnehmung einerseits der Vorstellung und dem Begriffe des Uebersinnlichen entgegen, wobei dasselbe bereits durch die Form der Phantasie und des Verstandes vermittelt wird; anderseits dem bloßen Ausdruck des Uebersinnlichen in einer anschaulichen Form, wobei dieselbe Vermittlung vorausgegangen sein muß. Eine Anerkennung des Uebersinnlichen setzt die Idee voraus, indem diese ohne eine solche als ein Nichts gelten müßte, und mithin auch die Realität der Idee aufgehoben wäre; daher ist die Idee zwar ein rein Objektiv-

ves, indem sie über das Subjekt als ein unbeschränktes Uebersinnliche unendlich erhaben ist, setzt aber doch eine sittliche Selbstthätigkeit von Seite des Subjektes voraus. Die Idee an sich ist, ursprünglich oder formlos, nur Eine; denn würde es eine Mehrheit derselben geben, so würden sie entweder qualitativ mit einander übereinstimmen, oder nicht; würden sie qualitativ mit einander übereinstimmen; so würden sie abermals eine höhere Idee als Gesetz voraussetzen, der zufolge sie mit einander übereinstimmen. Dann würden sie aber dieser Idee untergeordnet und mithin nicht mehr die höchsten sein. Würde aber diese qualitative Uebereinstimmung nicht Statt finden, indem z. B. die eine gut und die andere schlecht wäre, so würden sie einander beschränken, und es würde dann keine die höchste sein, d. h. sie würden sich selbst aufheben. Die höchste Idee ist ursprünglich formlos, indem sie weder in einem Begriffe (des Verstandes), noch in einem Bilde (der Phantasie) erscheint \*).

Diese Eine und höchste Idee wird entweder von dem Willen als die höchste Norm der Moral und des Rechtes gesetzt, oder von der Phantasie in einem Bilde für die Darstellung des Schönen, oder endlich von dem Verstande in einem Begriffe zum Behufe einer wissenschaftlichen Erkenntniß der Wahrheit aufgefaßt. Im ersten Falle ist sie formlos, und heißt in Bezug auf den Willen die »Idee des Guten«; im zweiten Falle erhält sie die Form der Phantasie, und heißt in Bezug auf diese die »Idee des Schönen«; im letzten Falle bekommt sie die Form des Verstandes, und heißt in Beziehung auf diesen die »Idee des Wah-

\*) ἡ (ἰδέα) γὰρ ἀχρόματος τε καὶ ἀσημάτιστος καὶ ἀναγής οὖσα, Platon. Phaedr. p. 322.

ren“. Im ersten Falle steht sie dem bloß Nützlichen oder Zweckdienlichen entgegen, und heißt dann die »moralische«, im zweiten Falle steht sie dem bloß Unangenehmen oder Reizenden entgegen, und heißt die »ästhetische«, im dritten Falle steht sie in ihrer Unendlichkeit der ganzen Wirklichkeit gegenüber, und heißt dann die »religiöse Idee«; und alles, was sich über dieselbe erheben wollte, verschwindet dieser erhabenen Sonne gegenüber, als ein nichtiges Phantom in dem unendlichen Raume.

So ergibt sich die wesentliche Einheit dieser Ideen mit der Einen, höchsten, oder »Uridee«, welche nur durch ihre verschiedene Beziehungen mehrfach und verschieden erscheint. In Beziehung auf diese Uridee kann man die übrigen wohl auch die »abgeleiteten Ideen« nennen.

Anmerkung. Mit dieser Ansicht über die Idee stimmt in so weit auch die des Platon überein, indem er (de rep. dial. X. c. 1.) sagt: »Kein Künstler schafft die Idee selbst; er ahmt sie nur nach, ohne sie jemals zu erreichen« — »Οὐ γὰρ πῶς τήν γε ἰδέειν αὐτὴν δημιουργεῖ οὐδεὶς τῶν δημιουργῶν etc.« Eben so sagt derselbe: »Die Idee ist ungeschaffen, über jeden Wechsel erhaben, beharrlich und von göttlicher Wesenheit, der Erkenntniß zugänglich, eine Norm für alles, was geschieht und was im Werden begriffen ist; so ein Wesen wird die Idee genannt« \*).

### §. 23.

Die Idee ist demnach als solche verschieden:

\*) Καὶ τὸ μὲν, ἀγένετον τε καὶ ἀκίνατον, καὶ μένον τε, καὶ τὰς ταύτῃ (ἀγαθῶν καὶ τῶ ἴσῳ) φύσιος, νοητόν τε καὶ παράδειγμα τῶν γεννωμένων, ὅκῳσα ἐν μεταβολῇ ἐν τι τοῦτου γὰρ τι τὰν ἰδέειν λέγεσθαι τε καὶ νοεῖσθαι.

Τίμαιος τῷ Λοκρῷ.

a.) von der Vorstellung jeder Art, durch die Unmittelbarkeit ihrer Wahrnehmung, und zwar a. von einer übersinnlichen Vorstellung nur der besagten Form nach; b. bei einer sinnlichen Vorstellung ist nebstbei noch ein wesentlicher Unterschied da. Die Idee ist ferner verschieden,

b.) von der sogenannten Idee im bloß formellen Sinne des Wortes, worunter man die Vorstellung alles dessen begreift, was »in seiner Art vollkommen,« d. h. durch die Steigerung seines Gegenstandes mittelst der Phantasie über die Wirklichkeit emporragend ist; mag nun dieser Gegenstand ein übersinnlicher oder ein sinnlicher sein. Konsequent leitet man dann von einer solchen Idee ein Ideal ab, als Musterbild einer Vollkommenheit in seiner Art für irgend etwas zu werdendes. Ein solches Ideal ist dann von dem eigentlichen Ideale, dem Uebersinnlichen, nicht nur wesentlich verschieden, so, daß dann das Sinnliche oder Bedingte als Maßstab des Schönen (des Unbedingten) aufgestellt, und dem zufolge das Schöne selbst aufgehoben wird; sondern es kann diesem sogar feindlich entgegen stehen, indem man eben so von dem Ideale des Reichthums, wie von dem eines Geizhalses spricht. Eine solche Verwechslung der Begriffe, die für die Wissenschaft offenbar sehr nachtheilig ist, muß jeder Gebildete möglichst zu vermeiden suchen. Endlich ist die Idee

c.) von dem Begriffe jeder Art, mag man ihn auch Sattungsbegriff nennen, verschieden. Denn der Begriff ist immer, als eine Zusammenfassung des Allgemeinen am Besonderen, mithin am Gegebenen, rein formell, und gestattet seine Anwendung eben so auf das Sinnliche, wie auf das Uebersinnliche. Der Begriff verhält sich auf diese Art zur Idee, so wie

das bloß Formale, mithin Bedingte, zum höchsten Realen. Selbst dann, wenn der Begriff auf das Uebersinnliche angewandt wird, unterscheidet er sich von der Idee, theils durch seine Mittelbarkeit, theils durch den Umstand, daß er seine Anwendung sowohl auf das unbeschränkte so wie auf das beschränkte Uebersinnliche zuläßt, während diese immer nur das erstere in sich begreift.

Wenn daher Kant (Krit. d. Urthsfr. I. S. 359) die sogenannten „ästhetischen Ideen“ dahin bestimmt, daß sie „nach einem bloß subjektiven Prinzip der Uebereinstimmung der Erkenntnißvermögen untereinander (der Einbildungskraft und des Verstandes) auf eine Anschauung bezogen werden;“ so sind hier bloß sinnliche Vorstellungen unter dem Namen „ästhetischer Ideen“, die als Maßstab für die Darstellung sowohl, als auch für die Beurtheilung des Schönen, als Uebersinnlichen, aufgestellt werden. Hier wird also das Uebersinnliche, das vom Sinnlichen wesentlich verschieden und über dasselbe erhaben ist, einem sinnlichen Maßstabe unterworfen, mithin als solches aufgehoben.

Schelling behauptet vom Künstler (Verhältniß d. bildenden Künste zur Natur, S. 23.), daß er „das Individuum zu einer Welt für sich, einer Gattung, einem ewigen Urbilde“ bilde. Hier wird die Vorstellung der Gattung (z. B. des Frosches, Steines u. dgl.), mithin auch ein Sinnliches zu diesem sogenannten „Urbilde“ des Schönen erhoben, also ein Göze, ein Wechselbalg, statt der Göttin unterschoben, wobei das Schöne, so wie nach Kant's Prinzip, aufgehoben wird.

#### S. 24.

#### Das Gefühl.

Das Gefühl ist das „Innewerden (Erregtsein) des Uebersinnlichen“. Es setzt eine An-

erkenntnis des Uebersinnlichen voraus, ohne welche ein Erregtsein oder Ergriffenheit von demselben durchaus nicht Statt finden könnte. Daher ist das Gefühl, und somit auch das Schöne, welches sich an dasselbe knüpft und durch dasselbe bedingt ist, ein Vorzug des sittlichen, welchen der Unwürdige, der Gefühllose, nicht kennt. Das Gefühl unterscheidet sich

- a.) von der Empfindung, welche das Innenwerden eines sinnlichen Zustandes ist, wesentlich; und
- b.) von der Idee, so wie das Subjektive von dem Objektiven, wie das Erworbene vom Gegebenen, dessen Realität jedoch anerkannt wird.

Das Gefühl ist ursprünglich nur eins, so wie die Idee nur eine ist; indem jenes das Innenwerden desselben Uebersinnlichen ist, welches in dieser objektiv unmittelbar wahrgenommen wurde. Allein so wie bei der Idee eine Rücksicht auf den Willen, auf die Phantasie oder auf den Verstand genommen wird, von welchen diese eine Idee besonders als die höchste Norm für die gesammte Wirklichkeit aufgefaßt wird; eben so wird das handelnde Subjekt von dem Uebersinnlichen entweder in Folge einer edlen Handlung (eigener oder fremder), oder durch Betrachtung der Natur und der Kunst, oder in Folge der Wahrnehmung einer ewigen Wahrheit ergriffen. Folglich erscheint dann dieses eine Gefühl entweder als ein »moralisches«, oder als ein »ästhetisches«, oder endlich als ein »religiöses«.

Die Aesthetik hat nur die »ästhetische Idee« und das »ästhetische Gefühl«, und zwar als eine Grundbedingung des Schönen in ihr Bereich aufzunehmen.

## Erkenntniß des Schönen.

Hier bleibt uns noch die Frage zu berühren übrig, ob denn das Schöne, als solches, erkennbar sei, oder ob eine Wissenschaft des Schönen möglich sei? Herr W. E. Weber beschränkt, in seinem trefflichen Werke: »Vorlesungen über die Aesthetik« (Leipzig und Darmstadt 1835, Thl. I. S. 10 ff.), eine Erkenntniß des Schönen zu viel auf das empirische Gebiet, indem er eine Erkenntniß des Idealen zuzugeben wenig Neigung zeigt. Herr Umbreit stellt, in seiner Aesthetik (Leipzig 1838, Thl. I. S. 22.), eine Erkenntniß des Schönen durch die Aesthetik gänzlich in Abrede; S. 31 gibt er zwar die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Behandlung der letzteren zu, leugnet aber schon S. 32 die Möglichkeit einer »systematischen« Darstellung derselben. Die Schwierigkeit einer Erkenntniß des Schönen ist wol eine Thatsache, welche unter andern durch den Umstand bestätigt wird, daß seit dem Alterthume bis auf die neuesten Zeiten über diesen Gegenstand nur wenige Versuche gemacht wurden. Die größte Schwierigkeit liegt hier unstreitig in der Vereinigung zweier, von einander wesentlich verschiedener Momente, welche den Forscher leicht veranlaßt, die eine oder die andere Seite ausschließlich zu erfassen und festzuhalten, worüber er natürlich auf Inkonsequenzen gerathen muß. Allein eine gänzliche Leugnung der Möglichkeit einer Erkenntniß des Schönen dürfte doch zu unserer Zeit als ein Wagniß angesehen werden. Denn

a.) man spricht doch mit Allgemeinheit vom Schönen und vom Nichtschönen, sowol in der Natur als auch in der Kunst; man unterscheidet also zwischen beiden.

b.) Man zollt dem Schönen mit Allgemeinheit ein Lob, so wie man über das Nichtschöne oder Häßliche einen Tadel ausspricht, und schilt diejenigen, nicht nur einzelne Menschen, sondern auch ganze Völker, die das Schöne aus ihrem Kreise offenbar verbannen, Barbaren; man unterscheidet also nicht nur das Schöne von dem Nichtschönen, sondern man setzt sogar eine solche Unterscheidung mit Allgemeinheit bei Allen voraus. Allein, um das Schöne von dem Nichtschönen zu unterscheiden, muß man die allgemeinen und nothwendigen Merkmale desselben gekannt und in eine Einheit zusammengefaßt haben, d. h. man muß sich einen, wenn auch dunklen Begriff des Schönen gebildet haben. Aus Begriffen entstehen leicht Urtheile, Schlüsse, und durch deren Ueber-, Unter- und Beiordnung eine Wissenschaft. Ueberdies wie viel ist nicht seit Baumgarten bis auf unsere Tage über das Schöne geschrieben worden! Sind die Aesthetiken alle, die in der neueren Zeit in Fülle erschienen, keine hinlänglichen Beweise, daß man an der Möglichkeit einer Erkenntniß des Schönen nicht verzweifelte? Der Umstand, daß diese nicht überall genüge, beweist nur, daß diese Erkenntniß nicht vollkommen ist, daß sie, wie alles Menschliche, vervollkommnet werden müsse und könne, nicht aber, daß sie unmöglich sei. Wenn wir unsere Ohnmacht eingestehen müssen, ist wohl noch nicht die Folge, daß ein Anderer, der unsere Bahn und unsere Klippen schon bereits kennen gelernt hat, nicht höher fliegen könne.